

Heft 108 enthält u.a. folgende Beiträge:

Sascha Neumann und
Philipp Sandermann:

Hellsichtige Blindheit. Zur vermeintlichen
sozialwissenschaftlichen Wende der
sozialpädagogischen Theorie

Bernd Dollinger:

Sozialpädagogische Theorie zwischen
Analyse und Zeitdiagnose

Holger Ziegler:

Kleine Verteidigung ontologischer Theorien
in der Sozialen Arbeit

Fabian Kessel:

„Real ist real und ist nicht real.“
Notate zu aktuellen Konjunkturen eines
kritischen Realismus

Georg Cleppien:

Lebensweltorientierte Orientierung
in Widersprüchen

Matthias Schwabe:

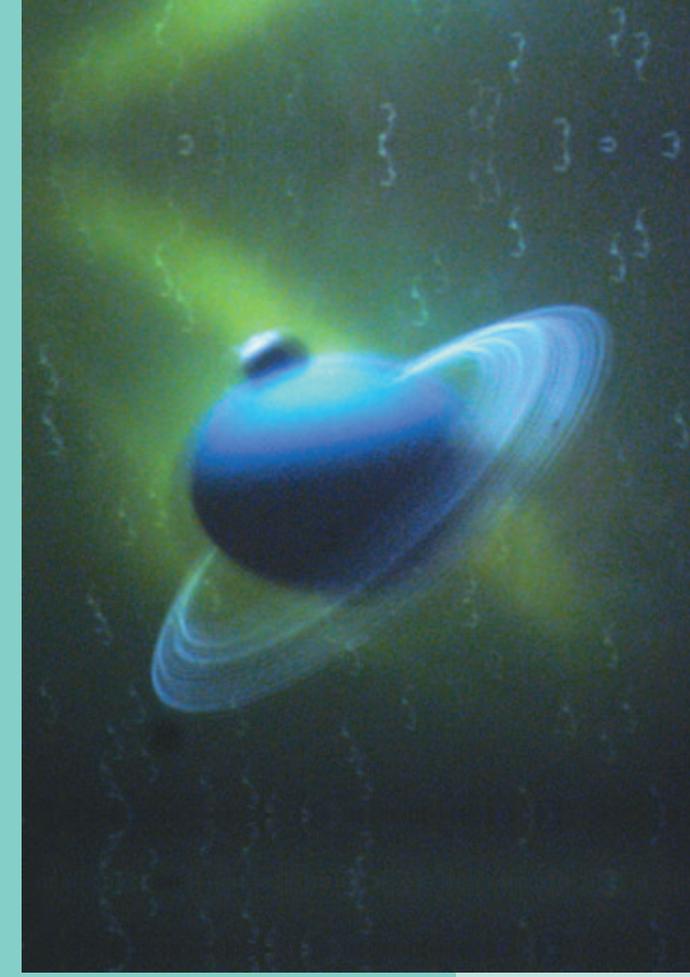
„Kampf um Anerkennung“, „Negation“
und „Zwang“



Wie (selbst-)kritisch ist die Theorie Sozialer Arbeit?

Widersprüche

Kleine Verlag



Wie (selbst-)kritisch ist die Theorie Sozialer Arbeit?

WIDERSPRÜCHE 

Widersprüche

28. Jahrgang, Juni 2008

*Knochenbrüche
Z'ammenbrüche
Bibelsprüche
Lehrerflüche
Mutters Küche
sind 'ne Menge
Widersprüche
(Volksmund)*

Inhalt

Zu diesem Heft 3

Schwerpunktthema

Wie (selbst-)kritisch ist die Theorie Sozialer Arbeit? 3

Sascha Neumann und Philipp Sandermann

Hellsichtige Blindheit. Zur vermeintlichen sozialwissenschaftlichen
Wende der sozialpädagogischen Theorie 11

Bernd Dollinger

Sozialpädagogische Theorie zwischen Analyse und Zeitdiagnose 31

Holger Ziegler

Kleine Verteidigung ontologischer Theorien in der Sozialen Arbeit 43

Fabian Kessl

„Real ist real und ist nicht real.“

Notate zu aktuellen Konjunkturen eines kritischen Realismus 53

Georg Cleppien

Lebensweltorientierte Orientierung in Widersprüchen 71

Forum

Matthias Schwabe

„Kampf um Anerkennung“, „Negation“ und „Zwang“ 85

Magazin

Rezensionen

Fabian Kessl

über *Munsch, Chantal: Die Effektivitätsfalle. Gemeinwesenarbeit und bürgerschaftliches Engagement zwischen Ergebnisorientierung und Lebensbewältigung. Schneider Verlag, Hohengehren 2005* 97

Armin Stickler

über *Siegfried, Detlef: Time Is on My Side. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre. Wallstein Verlag, Göttingen, 2006* 101

Zeitschriftenschau 105

Bildnachweise

Titelfoto sowie Fotos im Innenteil: © Walburga Freitag, Bielefeld

Zu diesem Heft

Als im Juni 2006 das hundertste Heft der Widersprüche erschien, trug es den für die Widersprüche-Tradition durchaus bezeichnenden Titel: „Was ist heute kritische Soziale Arbeit?“. Im Fokus der damaligen Beiträge stand die Frage danach, was heute eine kritische Positionierung in und gegenüber der sozialpädagogischen und sozialarbeiterischen Praxis ausmacht. Unter verschiedenen Gesichtspunkten und in jeweils anderen Variationen erkundigten sich die beteiligten AutorInnen nach dem Stand und den Entwicklungsmöglichkeiten der Sozialen Arbeit in nationaler und internationaler Perspektive. Sie taten dies, indem sie ihren Blick gezielt auf die sozialpolitischen und gesellschaftlichen Bedingungen richteten, die Soziale Arbeit zum einen ermöglichen und ihre Möglichkeiten zugleich begrenzen und zum anderen von den Akteuren/innen in den Feldern Sozialer mit (re)produziert oder unterlaufen werden.

Die Antwort auf die übergeordnete Frage „Was ist heute kritische Soziale Arbeit?“ entsprang dabei weniger einer Vergewisserung über die unvermeidbar normativen Leitorientierungen einer kritischen Perspektive, sondern wurde eher in Form verschiedener kritischer Urteile dargeboten. Entfaltet wurden die kritischen Perspektiven also gleichsam performativ. Ihre Begründung und Begründbarkeit war nur an einzelnen Stellen, beispielsweise der abschließenden redaktionsinternen Kontroverse, Thema einer eigenständigen Auseinandersetzung. Dies verweist auf ein Desiderat, dass die wissenschaftlichen Diskussionen der Sozialen Arbeit *über die Soziale Arbeit* generell betrifft. Es besteht darin, dass es der Wissenschaft Sozialer Arbeit bisher kaum gelungen ist, Formen wissenschaftlicher Beobachtung zu kultivieren, die sich nicht scheuen – seien sie nun kritisch intendiert oder nicht – ihre eigenen Voraussetzungen und Ermöglichungsbedingungen zu hinterfragen und damit zugleich zur Diskussion und auf die Probe zu stellen. Nun wird zwar niemand bestreiten wollen, dass es innerhalb der Sozialen Arbeit zahlreiche wissenschaftstheoretische und methodologische Debatten gegeben hat und immer noch gibt, die als Ausdruck eines Bemühens um Selbstreflexion gelten können. Diese jedoch laufen weitgehend „außer Konkurrenz“, sprich: die Produktion wissenschaftlichen Wissens über das wissenschaftliche Wissen der Sozialen Arbeit ist in der Regel nicht integraler Bestandteil ihrer Produktion von Wissen über die „außerwissenschaftliche“ Wirklichkeit. Stellvertretend sei hier etwa die Diskussion um sozialpädagogische bzw. sozialarbeitswissenschaftliche Forschung genannt, in der zwar viel *über* Forschung gesprochen

wurde, die ihrerseits aber nur selten im Kontext *von* Forschung stattgefunden hat.

Das vorliegende Heft setzt an diesem Punkt an. Es bezieht sich dabei vornehmlich auf die Theoriediskussionen innerhalb der Sozialen Arbeit und verortet sich zugleich darin. Damit hat es das Feld der Theoriebildung in der Sozialen Arbeit nicht einfach nur zum Gegenstand, sondern bezieht dort zugleich Position. Während das Heft 100 die Frage kritischer Positionierungen in den Mittelpunkt stellte, geht es mit diesem Heft darum, die Erkenntnischancen auszuloten, die ein kritischer Umgang mit theoretischen Entwürfen und theorie-systematischen Beiträgen zur Sozialen Arbeit bereit hält. Die Beiträge des vorliegenden Schwerpunkts nehmen also die (mitunter kritischen) *Beobachter/-innen* der Praxis Sozialer Arbeit selbst in den Blick, um sie wiederum mit einer kritischen Perspektive zu konfrontieren. Das Interesse richtet sich dabei insbesondere auf den Entwicklungsstand sowie die Möglichkeiten und Grenzen einer sich auch selbst beobachtenden Theoriebildung im Feld der Wissenschaft Sozialer Arbeit.

Mit der Forderung nach einer solchen „Konversion des Blicks“ (Bourdieu/Wacquant 1996, S. 284) soll es allerdings nicht darum gehen, im Gestus vermeintlicher moralischer Überlegenheit der Forderung Nachdruck zu verleihen, dass es für die Kritiker/-innen einmal an der Zeit wäre, sich nun endlich selbst der Kritik zu stellen. Überfällig erscheint die perspektivische Erweiterung theoretischer Beobachtung auf die eigene Praxis der Theoriebildung vielmehr aus einem ganz anderen Grund. Bei genauerer Betrachtung der Theoriediskussionen in der Sozialen Arbeit entsteht unseres Erachtens nämlich der Eindruck, dass die in anderen sozial- und kulturwissenschaftlichen Theoriedebatten inzwischen weit verbreitete Einsicht in die Notwendigkeit, eine Reflexion auf die eigene Beobachtung systematisch in der jeweiligen Theoriearchitektur zu verankern, hier bisher nur selten realisiert wird. Während das Bestreben, die Ermöglichungsbedingungen theoretischer Praxis im Vollzug des Theoretisierens mit zu erfassen, gerade auch charakteristisch für das analytische Vorgehen von Autoren ist, die wie etwa Pierre Bourdieu, Michel Foucault oder Niklas Luhmann in den theorie-systematischen Auseinandersetzungen Sozialer Arbeit durchaus eine beachtliche Resonanz erzeugt haben, werden in der „einheimischen“ Theorieentwicklung Fragen der Beobachtbarkeit von Sozialer Arbeit zumeist als Problem der fehlenden Einheit von Begriff und Sache (vgl. für viele Konrad 1998) oder als Problem der Eigenart des Gegenstandes codiert (s. etwa Winkler 1999, 2006). Nur selten hingegen wird sie als ein Problem begriffen, das auch auf die theoretische Fundierung der Beobachtung selbst verweist. Etwas zugespitzt formuliert, ließe sich sagen, dass innerhalb der Theoriediskussionen zur Sozialen Arbeit, allen anti-positivistischen Beteuerungen zum Trotz, nach wie vor die Erwartung Bestand zu haben scheint, einer Theorie Sozialer Arbeit sei es möglich, eine Ordnung der Welt über eine Anstrengung des Begriffs zu erzwingen oder sogar eine getreue Kopie des Gegebenen zu liefern.

Die unseres Erachtens häufig proklamierte, aber bis heute nur stellenweise abge-
goltene Forderung nach einer „empirisch informierten Theorie“ Sozialer Arbeit
(vgl. hierzu Thole 1999) hat darin vermutlich eine ihrer Hauptursachen. Die sys-
tematische Vernachlässigung der Voraussetzungen wissenschaftlichen Beobach-
tens in der Darstellungspraxis der Wissenschaft der Sozialen Arbeit wirkt sich
nämlich nicht nur in Form einer reduziert erscheinenden Offenlegung des jewei-
ligen Theoriebildungsprozesses aus. Vor allem macht sie sich in einer signifikan-
ten Reduktion von Erfahrungsmöglichkeiten bemerkbar. Denn Theoriebildung,
die sich nur in engen, durch eine bestimmte Auffassung vom Sosein des Objektes
vorgegebenen Grenzen dazu verhalten kann, wie sie sieht, was sie sieht, wird
sich damit begnügen müssen, das, was sie sieht, nur im Lichte dessen betrachten
zu können, was sie immer schon kennt. Demzufolge bleibt sie nicht nur vollkom-
men indifferent gegenüber der Kontingenz von Beobachtungen und Beobach-
tungsweisen, für sie muss auch jede phänomenale Abweichung vom Gewussten
unvermittelt als schwerwiegende Irritation erscheinen – ganz gleich, ob diese
sich dann in Anzeigen eines Verlustes, einer Bedrohung, eines Skandals, eines
Rätsels, eines uneigentümlichen Wandels oder einer zu vernachlässigenden akzi-
dentellen Veränderung äußert. Die Anzeichen für solche Irritationen häufen sich
inzwischen, erkennbar etwa an der Zunahme an Verweisen auf Entwicklungen,
die Theorien der Sozialen Arbeit in ihrer herkömmlichen Form nicht mehr in
ihren Sinn- und Erklärungshaushalt integrieren können. Dazu gehören nicht nur
aktuelle zeitdiagnostische Beobachtungen von der „Entgrenzung“, „Entkon-
turierung“ oder der voranschreitenden „Ökonomisierung“ Sozialer Arbeit. Der
mutmaßliche „Verlust des Gegenstandes“ bildete schon in den 1990er Jahren
einen der Anlässe für jene wissenschaftstheoretisch apostrophierten, aber diszi-
plinpolitisch eingefärbten Selbstvergewisserungsbemühungen, die in Gestalt der
Debatten um die „disziplinäre“ (Hornstein 1995) oder auch „kognitive Identität“
(Dewe/Otto 1996) sowie einer Neuauflage der Begriffsdiskussion die theoretische
Reflexion in der Sozialen Arbeit über geraume Zeit bestimmten. Zwar wurde
im Zuge dieser Auseinandersetzungen die Einsicht etabliert, dass der Sozialen
Arbeit ihr Gegenstand nicht einfach „zufällt“ (Thiersch 1985; vgl. auch
Dewe/Otto 2001). Der Eindruck einer nach wie vor notwendigen Perspektiven-
erweiterung bleibt jedoch allein deswegen bestehen, weil die Theoriediskussion
sich als Reaktion auf diese Einsicht bis heute eher defensiv gegenüber den Ver-
unsicherungen verhält, die ihr aus der Rekontingenzen ihrer klassischen ‚Gegen-
stands‘ entstanden sind. Daraus scheint zwar zu resultieren, dass den heuti-
gen Theoriediskussionen in der Wissenschaft Sozialer Arbeit ein höherer Grad
an Reflexivität zugestanden werden kann, als das noch vor 25 Jahren der Fall
war. Gleichzeitig werden ihre Epistemologien heute jedoch vor allem in Sonder-
debatten verwaltet und bestenfalls fremdadressiert. Dem steht die in diesem
Heft diskutierte Herausforderung gegenüber, sie mit letzter Konsequenz in die
theoretische Praxis mit einzuschließen und damit in einen Theoriebildungspro-

zess zu überführen, in dem sich die Beteiligten eben auch an der Arbeit an sich selbst bilden können.

Zu den Beiträgen im Einzelnen

Der hier aufgespannten Problematisierungsperspektive folgend, verorten sich die Autoren dieses Heftes mit ihren Beiträgen allesamt im Horizont der übergreifenden Frage, inwieweit die Theoriebildung in der Sozialen Arbeit ihre Ermöglichungsbedingungen und Voraussetzungen im Vollzug des eigenen Beobachtungsprozesses reflektiert bzw. reflektieren sollte und welche Konsequenzen daraus für ihre wissenschaftstheoretische, methodologische, epistemologische und gegenstandstheoretische Begründung und Begründbarkeit resultieren. Die Analysen zum Ausmaß an Selbstreflexivität sowie die vorgetragenen Argumente für eine selbstreflexive Theoriebildung der Sozialen Arbeit und deren Grenzen variieren dabei in Abhängigkeit von den paradigmatisch-diskursiven Kontexten, die jeweils als aufschlussreiche Schauplätze oder als wissenschaftstheoretische Orientierungsgrößen von den einzelnen Beiträgen in Betracht gezogen werden. Ihnen allen gemeinsam ist jedoch, dass sie sich weniger auf die Aussagen konzentrieren, zu denen Theorien und Theorieentwürfe gelangen, sondern vor allem auf die Plausibilitätsbedingungen und Plausibilisierungsstrategien, in deren Horizont *Theorien* der Sozialen Arbeit sich als Theorien der *Sozialen Arbeit* repräsentieren.

Das Ansinnen, Möglichkeiten, Grenzen und Entwicklungsstand reflexiver Theoriebildung in der Sozialen Arbeit zum Thema zu machen, ist seriös nur zu verfolgen, wenn es seinerseits mit einem gewissen Maß an Selbstreflexivität aufwarten kann. Dies verlangt von den einzelnen Autoren, die von ihnen bezogenen Positionen auch als Positionen zu markieren. Die Anordnung der Beiträge in diesem Heft versucht dem noch einmal dadurch Nachdruck zu verleihen, dass sie die einzelnen Positionierungen in ihrer komplementären wie auch kontroversen Beziehung zueinander hervorhebt.

Im Eröffnungsbeitrag konfrontieren *Sascha Neumann und Philipp Sandermann* die Soziale Arbeit mit ihrer Selbstbeschreibung als sozialwissenschaftlich gewendete Disziplin. Dabei geht es ihnen um den Nachweis, dass sich die Theoriebildung in der Sozialen Arbeit in argumentationsstruktureller Hinsicht grundlegend von derjenigen in den Sozialwissenschaften und insbesondere der Soziologie unterscheidet. Während Theorien der Sozialen Arbeit sich vor allem ontologisch plausibilisieren und damit auf sich selbstbeobachtende Formen theoretischer Praxis verzichten, gehört es gerade zu den Merkmalen sozialwissenschaftlichen Beobachtens, seine Eigenleistungen im Horizont einer Deontologisierung der wissenschaftlichen Wirklichkeitsauffassung ins Kalkül zu ziehen. Vorgeführt

wird diese Differenz stellvertretend am Beispiel des Konzepts einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit, dessen Selbstplausibilisierungsstrategien Neumann/Sandermann auf der Basis eines beobachtungstheoretisch arrangierten Ontologiebegriffs kritisch rekonstruieren. Abschließend erkundigen sie sich nach den Gründen für die Beharrlichkeit ontologischer Denk- und Argumentationsmuster in der Sozialen Arbeit. Sie formulieren die These, dass ontologische Argumentationsmuster dazu dienen, dem ambivalenten Anspruch der Theorien Sozialer Arbeit genügen zu können, gleichermaßen wissenschaftliche Dignität wie praktische Relevanz auszustrahlen.

Bernd Dollingers Beobachtungen zum Umgang mit zeitdiagnostischen Argumenten in der Theoriebildung der Sozialen Arbeit lassen sich gewissermaßen als Weiterführung und Spezifizierung der von Neumann/Sandermann eröffneten Problematisierungsperspektive verstehen. Im Anschluss an systematische Überlegungen zum Verhältnis von Theorie und Zeitdiagnosen zeigt Dollinger nicht nur auf, welche Funktionen Zeitdiagnostik im Kontext der Plausibilisierung sozialpädagogischen Wissens erfüllt, er weist auch auf die unterschweligen Gefahren hin, die sich mit ihrer Objektivierungsmächtigkeit verbinden. Vor diesem Hintergrund plädiert er dafür, den bisher eher achtlosen Umgang der Sozialen Arbeit mit zeitdiagnostischen Gegenwartsanalysen einer kritischen Aufarbeitung zu unterziehen und im Kontext einer Theoriebildung zu überwinden, die sich mit Hilfe wissenssoziologischer und wissenschaftstheoretischer Flankierungen Möglichkeiten der reflexiven Kontrolle der überschäumenden manipulierenden und stigmatisierenden Effekte zeitdiagnostischer Beobachtungen verschafft.

Während die beiden ersten beiden Beiträge deutliche ontologiekritische Akzente setzen, geht es *Holger Ziegler* gerade um eine Apologie ontologischer Wirklichkeitsauffassungen. Seine Argumentation verfolgt eine doppelte Stoßrichtung. Ziegler versucht zu zeigen, dass eine ontologische Perspektive unter wissenschaftstheoretischen Gesichtspunkten nicht nur richtig, sondern auch in disziplinpolitischer und moralischer Hinsicht für die Soziale Arbeit unverzichtbar ist. Seine damit formulierte Kritik an postontologischen Theoriekonstellationen konzentriert sich auf den Nachweis, dass sie ihren genuine Anspruch, einen metaphysischen Essentialismus zu überwinden, nur um den Preis eines Anti-Realismus und einer überzogenen Virtualisierung einlösen können, die jedweder Möglichkeit zur Kritik die notwendige Basis entzieht. Demgegenüber tritt Ziegler für einen „kritischen Realismus“ ein, der sich an eine stratifizierte Ontologie anlehnt und damit sowohl einer essentialistischen Metaphysik als auch einem naiven Objektivismus widerspricht.

Die Gefahr einer solchen, wenn auch reflexiven Re-Ontologisierung liegt wiederum in einer drohenden Ausblendung der Differenz, die in die Dinge selbst eingeschrieben ist, wie *Fabian Kessl* in seinem Beitrag im Anschluss an Bruno Latours

Überlegungen deutlich macht. Kessler rekonstruiert die aktuellen Konjunkturen kritisch-realistischer Perspektiven in zweifacher Form: als sozialstruktur-analytische und als methodologische Positionierung. Die Realität der „Klassengesellschaft“ scheint demnach wieder Thema zu werden in sozialwissenschaftlichen und sozialpolitischen Diskussionen und die „Realität der Realität“ wieder methodologisches Prinzip. Mit Blick auf die Einwände gegenüber solchen kritischen Realismen lotet Kessler die Erkenntnistiefe eines daran skeptisch anschließbaren „anti-essentialistischen Realismus“ für die theorie-systematischen Diskussionen im Feld Sozialer Arbeit aus.

Ob dies allerdings wegweisend für eine Neuorientierung innerhalb der theorie-systematischen Diskussionen in den Feldern Sozialer Arbeit sein kann, bemisst sich nicht zuletzt an der Frage, inwieweit man geneigt ist, auch einer „Hoffnung auf Zukünftiges“ bereits eine ontologische Problematik einzuschreiben. Hierauf legt Georg Cleppien den Fokus seiner Ausführungen. In diesem Sinne verdeutlicht er am Beispiel des Konzepts einer Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit, dass gängige sozialpädagogische Theoriekonzepte dazu neigen, ein „Orientierungsproblem“ in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen zu rücken, dieses Problem aber im Zuge seiner Bearbeitung zugleich verkennen. Dies geschieht, indem sie davon ausgehen, dass sozialpädagogischer Berufspraxis generell ein spezifisch modernes Orientierungsproblem zu eigen ist, auf das wiederum nur in „spezifisch moderner“ Art reagiert werden kann, nämlich mit dem Angebot von Lösungen, die auf eine Aufhebung von Desorientiertheit in der Zukunft verweisen.

Gegen Ende hin wirft der abschließende Beitrag von Cleppien die Frage auf, woran sich Orientierung festmachen kann, wenn durch Reflexion bereits ein Raum simultaner Möglichkeiten erschlossen ist. Bezieht man diese Frage auf das vorliegende Heft und seinen Ertrag, so wäre darauf aufmerksam zu machen, dass Diskussionen um die Potentiale und Restriktionen sich selbstbeobachtender Theoriebildung immer nur eröffnet werden können, aber niemals abgeschlossen. Eine eindeutige Orientierung wird es nicht geben (können). Spezifische, aber notwendige Orientierungsmarker wären in den – vielleicht auch durch dieses Heft inspirierten – Diskussionen zu entwickeln.

**Sascha Neumann und Philipp Sandermann
in Zusammenarbeit mit der Redaktion**

Literatur

- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loic 1996: Reflexive Anthropologie. Frankfurt/Main.
- Dewe, Bernd/Otto, Hans-Uwe 1996: Zugänge zur Sozialpädagogik. Reflexive Wissenschaftstheorie und kognitive Identität. Weinheim/München.
- Dewe, Bernd/Otto, Hans-Uwe 2001: Wissenschaftstheorie. In: H.-U. Otto/H. Thiersch (Hg.): Handbuch Sozialarbeit/Sozialpädagogik. 2., völlig überarbeitete Aufl., Neuwied u. a., S. 1966–1979
- Hornstein, Walter 1995: Zur disziplinären Identität der Sozialpädagogik. In: Stünker, Heinz (Hg.): Theorie, Politik und Praxis Sozialer Arbeit. Einführungen in Diskurse und Handlungsfelder der Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Bielefeld, S. 12–31
- Konrad, Franz-Michael 1998: Sozialpädagogik: Begriffsgeschichtliche Annäherungen – von Adolph Diesterweg bis Gertrud Bäumer. In: Merten, Roland (Hg.): Sozialarbeit – Sozialpädagogik – Soziale Arbeit. Begriffsbestimmungen in einem unübersichtlichen Feld. Freiburg i. B., S. 31–62
- Thiersch, Hans 1985: Akademisierung der Sozialpädagogik/Sozialarbeit – eine uneingelöste Hoffnung? In: Neue Praxis, Nr. 6, 15. Jg., S. 478–488
- Thole, Werner 1999: Die Sozialpädagogik und ihre Forschung. Sinn und Kontur einer empirisch informierten Theorie der Sozialpädagogik. In: Neue Praxis, Nr. 3, 29. Jg., S. 224–244
- Winkler, Michael 1999: Integration ohne Grenzen? Zur gesellschaftlichen Verallgemeinerung sozialpädagogischer Denkweisen. In: Treptow, Rainer/Hörster, Reinhard (Hg.): Sozialpädagogische Integration. Entwicklungsperspektiven und Konfliktlinien. Weinheim/München, S. 83–102
- Winkler, Michael 2006: Kleine Skizze einer revidierten Theorie der Sozialpädagogik. In: Badawia, Tarek/Luckas, Helga/Müller, Heinz (Hg.): Das Soziale gestalten. Über Mögliches und Unmögliches der Sozialpädagogik. Wiesbaden, S. 55–80



Sascha Neumann und Philipp Sandermann

Hellsichtige Blindheit

Zur vermeintlichen sozialwissenschaftlichen Wende der sozialpädagogischen Theorie

Einleitung

Es ist eine im wissenschaftlichen Feld der Sozialen Arbeit¹ inzwischen gängige Meinung, die eigene Wissensproduktion als ‚sozialwissenschaftlich gewendet‘ zu bezeichnen (vgl. bspw. Gängler 1995, S. 29; Niemeyer 2003, S. 22). Diese Einschätzung soll im Rahmen des vorliegenden Beitrags angezweifelt werden. Wir beziehen uns dabei insbesondere auf den Schauplatz der sozialpädagogischen Theoriebildung. Unsere These lautet: Die aktuelle Theoriediskussion der Sozialen Arbeit zeichnet sich durch einen Modus der Argumentation aus, der sich ‚ontologisch‘ plausibilisiert. Gelingt es, diese These zu untermauern, so stellt dies u. E. entschieden die herrschende Meinung zur Sozialwissenschaftlichkeit der Wissensproduktion in der Sozialen Arbeit in Frage.

Um unsere These zu illustrieren und zu stützen, unternimmt die nachfolgende Argumentation fünf Schritte. In einem ersten Schritt wird zunächst unabhängig von der sozialpädagogischen Theoriediskussion der Frage nachgegangen, in welchem Sinne hier von Ontologie die Rede sein soll und woran ontologisch informierte Argumentationsmodi erkannt werden können. In diesem Zusammenhang skizzieren wir ein beobachtungstheoretisches Ontologieverständnis, das es erlaubt, jeweilige Argumentationsstrategien unabhängig von ihren gegenstandsbezogenen Aussagen daraufhin zu studieren, wie sie sich Plausibilität gerade über die Verdunklung der eigenen Beobachtungsleistung verschaffen. Im zweiten Schritt wird dann erläutert, inwieweit ontologisch verfahrenende Argumentationsweisen im Widerspruch (um nicht zu sagen in einem krassen Missverhältnis) zu einer – historisch wie gegenwärtig bedeutsamen – Selbstreflexivität des sozialwissenschaftlichen Beobachtens stehen. Drittens werden wir unsere eigene Beobachtungsperspektive auf die sozialpädagogische Theoriediskussion näher kennzeichnen, um daran anschließend im vierten Schritt exemplarisch am Theorieprojekt ‚Lebensweltorientierung‘ zu zeigen, inwiefern sich die sozialpädagogische Theo-

riedebatte ontologischer Argumentationsstrategien bedient. Abschließend werden wir einen Erklärungsvorschlag anbieten, der die Verbreitung ontologischer Plausibilisierungsstrategien in der sozialpädagogischen Theoriediskussion ätiologisch-funktional in Zusammenhang bringt mit ihrer gleichermaßen disziplinpolitisch motivierten wie theoriestrategisch und epistemologisch folgenreichen Selbstverortung im akademischen Feld.

1 Nichtsehen sehen – Wie lässt sich Ontologie beobachten?

Wenn im Folgenden von ‚Ontologie‘ oder dem Attribut ‚ontologisch‘ die Rede ist, so ist damit weder jene Teildisziplin der theoretischen Philosophie gemeint, die sich nach dem Sein und dem Sein des Seienden erkundigt, noch ist damit unmittelbar und ausschließlich das Vokabular der alteuropäischen Metaphysik um Begriffe wie Geist, Seele, Schöpfung, Gott etc. angesprochen, das diese verwendet hat, um sich einen Reim auf die Gestalt der Realität schlechthin in der Vielfalt ihrer Formen machen zu können. Gemeint sind vielmehr Varianten des Argumentierens, die sich zwar auch, aber nicht nur mit solchen Semantiken verbinden und sich dadurch auszeichnen, dass sie das Beobachtete im Vollzug unterscheidungsloser Bezeichnungen hervorbringen. Die epistemologische Kehrseite dieses unterscheidungslosen Bezeichnens ist eine Abschattung all dessen, was die Unterscheidung instrumentiert und bedingt.

Als ontologisch informiert werden dementsprechend solche Argumentationsstrategien verstanden, die ihre jeweilige Plausibilität um den Preis der Eliminierung des Beobachtungsprozesses gewinnen und sich dabei durch ein vermeintlich unbezweifelbares Wissen über die ‚Eigentlichkeit‘ des beobachteten ‚Gegenstandes‘ decken lassen. Ontologien etablieren im Zuge dessen Realitätsformen, welche sich als Entitäten kategorial durch Konsistenz, Geschlossenheit und Selbigkeit auszeichnen und deren Beobachtbarkeit mit ihrem Gegebensein bereits als immer schon gesichert betrachtet wird (vgl. Clam 2002). Behauptet wird eine Gleichförmigkeit von Sein und Denken, die es entbehrlich macht, überhaupt nach der Beobachtbarkeit des Beobachteten zu fragen (vgl. Luhmann 1997, S. 895 f.). Ontologische Argumentationsstrategien bestreiten auf diese Weise nicht nur die Perspektivität und Relationalität jeder Beobachtung. Auch ist ihnen die Vorstellung vollkommen fremd, dass ‚die Welt‘ stets nur als beobachtete Welt vorkommt. Im Rahmen ontologischer Argumentationsstrategien wird etwas stets als das zur Schau gestellt, was es immer schon *ist*. Dieses Etwas ist sich als etwas Bestimmtes immer gleich, ob es nun beobachtet wird oder nicht, weil es durch nichts anderes als sich selbst bedingt ist. Dazu – so die implizite Prämisse ontologisch informierter Argumentationsstrategien – braucht es keine Beobachtung,

sondern nur eine ‚richtige Feststellung‘. Als Beobachtung kann diese Art der Argumentation kaschiert werden, weil sie sich im Objekt gleichsam auszulöschen vermag.

In negativer Hinsicht zeichnen sich Ontologien jedoch nicht einfach dadurch aus, dass sie sich hinsichtlich ihrer Voraussetzungen nicht empirisch bewähren könnten, sondern dadurch, dass sie eine empirische Bewährung ihrer Voraussetzungen *eo ipso* abwenden. Sie schneiden jedem Versuch der empirischen Prüfung ihrer Prämissen bereits im Vorfeld den Weg ab. Die Grundannahme lautet: ‚Was es gibt, das gibt es, so wie es ist.‘ Wer etwas anderes sieht, beobachtet einen anderen ‚Gegenstand‘ oder schlicht und einfach: das ‚Falsche‘. Die ontologische Selbstsicherheit korreliert auf diese Weise nicht nur mit objektivistischen Grundannahmen, sondern auch mit einer drastischen Einschränkung an Erfahrungsmöglichkeiten. Dies betrifft die Reflexion der eigenen Beobachtungen genauso wie die Reflexion dessen, was mit ihnen gesehen werden kann.

In der Konsequenz entfachen ontologisch informierte Argumentationsstrategien einen Sog der Normativität, ohne selbst offensichtlich normativ zu sein, d. h. sich ausdrücklich an der Differenz von Sein und Sollen auszurichten (vgl. hierzu Bourdieu 1999, S. 467). Dies deshalb, weil sie es gestatten, ein immer schon bestimmtes Etwas zum Maß seiner selbst zu erklären. Im Zweifelsfall kann im Rahmen dieses Vorgehens sogar die Spannung von Sosein und Seinsollen in die Potentialität des Gegebenen hinein kopiert werden, sodass auch Phänomene und Ereignisse, die im klaren Widerspruch zur im Vorhinein getroffenen Bestimmung seines ‚eigentlichen‘ Wesens stehen, noch als defiziente Form der Verwirklichung seiner Möglichkeiten dargestellt werden können. So bleibt dann selbst die normativ-kritische Argumentation als Beobachtung latent und das ‚Vorgefundene‘ – auch wenn es nicht dem entspricht, was man erwartet – kann immer noch als etwas zur Darstellung gebracht werden, was es sein könnte, wenn es wäre, was es ‚eigentlich‘ ist.

Soweit zu einer knappen Skizze unserer beobachtungstheoretischen Auslegung ontologischer Wirklichkeitsauffassungen. Über eine solche beobachtungstheoretische Reformulierung gewinnt man einen flexiblen und für die erkenntniskritische Qualifizierung von Theoriebildungsprozessen immer wieder neu ausschöpfbaren Ontologiebegriff, der unabhängig von den jeweils getroffenen Aussagen über einen Gegenstand unterschiedliche Spielarten ontologischer Plausibilisierungsstrategien zu entdecken erlaubt. Dies ist für eine ontologiekritisch motivierte Beobachtung – wie diejenige, die wir nachfolgend anstellen wollen – unabdingbar. Denn nicht alle ontologisch informierten Theoriebildungsprozesse verfahren in gleicher Weise. Nicht immer beginnen sie etwa mit einer klar erkennbaren Unterscheidung von Sein/Nicht-Sein. Manche Theoriebildungsprozesse führen die eigene Beobachterperspektive sogar explizit als perspektivisch vor und erzeugen

dadurch den Eindruck postontologischer Reflexivität. Die Kennzeichnung der eigenen Beobachtung als perspektivisch ist jedoch noch nicht unbedingt ein Garant für ontologiereflexives Operieren. Denn an einen vordergründigen Ausweis der eigenen Beobachungsposition kann sich problemlos eine ontologische Argumentation anschließen, solange das ‚Wie‘ der eigenen Beobachtung nicht fortwährend mitgedacht wird. So geben sich ontologieträchtige Argumentationsweisen häufig erst über Umwege zu erkennen, etwa in der Gestalt von gleichsam nachgeschalteten Substantialisierungen, die mit der Verwesentlichung des Beobachteten die anfangs durchaus thematisierten Eigenleistungen der Beobachtung nur noch als Entäußerung der besonderen Dignität des ‚Gegenstands‘ gelten lassen (vgl. hierzu Luhmann 1994, S. 477). Dabei lenken sie von den Eigenleistungen, mithin dem ‚Wie‘ der Beobachtung ab, indem sie darauf insistieren, das Vorgegebene nur dort ausfindig machen zu können, wo es an und für sich, mithin: ganz bei sich selbst ist.

2 Die Differenz sehen – Ontologie vs. Sozialwissenschaftlichkeit?

Unsere beobachtungstheoretische Auslegung des Ontologiebegriffs ist erkenntniskritisch motiviert. Sie macht darauf aufmerksam, dass Argumentationsstrategien, die von ihren eigenen gegenstandskonstituierenden Leistungen weder etwas wissen noch etwas Preis geben, ihre Plausibilität und Überzeugungsmacht nur auf Kosten eingeschränkter Erfahrungsmöglichkeiten gewinnen. Ontologische Argumentationen rücken allein das in den Blick, was sie bereits wissentlich im Blick haben. Sie sind mithin nicht explorativ, und dies gilt in einem doppeltem Sinne: Dadurch, dass ontologische Argumentationen nicht explorieren, *wie* sie beobachten, explorieren sie auch nicht, was sie beobachten und was nicht. Warum nun aber stellen diese Formen ontologischer Argumentation – vorausgesetzt, dass sie innerhalb der sozialpädagogischen Theoriediskussion tatsächlich beobachtbar sein sollten – das gängige Urteil über Soziale Arbeit als ‚sozialwissenschaftlich gewendete Disziplin‘ in Frage? Warum stehen ontologische und sozialwissenschaftliche Intellektionsmuster im Widerspruch zueinander?

Ontologie und Sozialwissenschaft können insoweit als zwei einander entgegen gesetzte Weltbedeutsamkeiten begriffen werden, als die Entstehung und Entwicklung der Sozialwissenschaft mit guten Gründen als Prozess der Deontologisierung bis dato ontologisch verfasster wissenschaftlicher Erfahrungsregister interpretiert werden kann. Eine solche Interpretation erscheint bereits dann als schlüssig, wenn man sich darauf verständigt, Sozialwissenschaftlichkeit als eine Weltsicht zu interpretieren, die sich in Abgrenzung und Widerstreit zur im aka-

demischen Feld seinerzeit hegemonialen Philosophie etablierte, indem sie die ‚alt-europäische‘ Unterscheidung von Sein und Nichtsein in ihrer Absolutheit gleichermaßen desavouiert wie unterlaufen hat (vgl. auch Luhmann 1991, S. 54 ff.). Die Sozialwissenschaft brachte dabei eine Weltsicht zur Geltung, die das Werden gegenüber dem Sein, die Geschichte gegenüber der Vernunft, die Struktur und die Funktion gegenüber der Substanz und letztlich dann auch die Praxis gegenüber dem Logos privilegierte. Die sozialwissenschaftliche ‚Entdeckung‘, dass so etwas wie Gesellschaft vorkommt und dass dieses Gesellschaftliche, mithin: die ‚Ordnung der Welt‘, sich selbst nicht immer gleich ist, sondern auch verändert werden kann, setzt von Anfang an unweigerlich voraus, sich von ontologisch formatierten Erfahrungsregistern abzuwenden und der Selbstsicherheit und Voreingenommenheit zu misstrauen, mit denen diese ihren Gegenständen begegnen. Während Ontologien durch ein Streben nach der ‚Entdeckung‘ und ‚Entbergung‘ des Soseins der Welt motiviert sind, lässt sich eine sozialwissenschaftliche Wirklichkeitsperspektive entsprechend auch als eine Weltsicht beschreiben, der ein Wissen, mindestens jedoch eine Intuition für das Anderseinkönnen der Beobachtung wie auch des je Beobachteten immanent ist (Nassehi 2006, S. 29).

Der „soziologische Diskurs der Moderne“, wie ihn Armin Nassehi rekonstruiert hat, kann als eine Aufeinanderfolge zweier Diskursstränge interpretiert werden, die im Hinblick auf die Selbstbezüglichkeit der sozialwissenschaftlichen Vernunft als zwei Stufen der Deontologisierung gelesen werden können. *Eine erste Stufe der Deontologisierung* wird schon in der klassischen Soziologie erreicht, etwa bei Comte und Marx sowie später prominent bei Habermas und Beck. Bereits dort firmiert – wie oben skizziert – die Welt und mit ihr die Beobachtung von Welt als *gesellschaftlich konditioniert*. Entsprechend trat die Sozialwissenschaft, insbesondere die Soziologie, von Beginn an und später gleichsam traditionell als eine Wissenschaft auf, die das Soziale bzw. die Gesellschaft gleichermaßen als Objekt wie als Form ihres Wissens thematisieren konnte (vgl. hierzu auch Elias 1970, S. 35 ff.). So wie die Entdeckung der Gesellschaft mit der Entstehung der Sozialwissenschaft zusammenfällt (vgl. Pankoke 1977), so wird grundlegend bereits in diesen klassischen soziologischen Theorieentwürfen klar, dass der Blick auf die Gesellschaft ein Blick der Gesellschaft auf die Gesellschaft ist, ein soziologischer Blick eben. Beispielhaft verdeutlichen lässt sich dies auch an der bekannten, am Anfang des 20. Jahrhunderts veröffentlichten Studie von Emile Durkheim und Marcel Mauss „Über einige primitiven Formen der Klassifikation“ (1993 [1901/1902]). Durkheim und Mauss formulierten mit ihr zugleich eine Art Kampfansage an diejenigen Disziplinen, welche – wie die Philosophie und nunmehr auch die aufstrebende Psychologie – die Auseinandersetzung mit erkenntnistheoretischen Fragen für sich monopolisiert hatten. Sie zeigten dabei nicht nur, dass die ‚primitiven Klassifikationen‘ ihren Sitz und Ursprung im sozialen Leben haben, sondern auch, dass dies selbst noch für die von ihnen untersuchten

‚wissenschaftlichen Klassifikationen‘ gilt. Dem entsprachen die Autoren in ihrem Ausblick mit dem weitreichenden Ansinnen, sämtliche Formen wissenschaftlicher Wissensproduktion auf ihren sozialen Gehalt hin befragen zu wollen. In das damit aufgeworfene Programm einer Soziologie der Erkenntnis wurde die wissenschaftliche Erkenntnis also dezidiert eingeschlossen. Darin äußerte sich nichts Geringeres als die Ambition, die Voraussetzungen wissenschaftlicher Erkenntnis durch ihre Ergebnisse irritieren und in Frage stellen zu lassen. Radikal ernst genommen bedeutet dieser Anspruch aber: Ohne Soziologie der Erkenntnis keine sozialwissenschaftliche Erkenntnis (vgl. ähnlich Douglas 1991).

Vor diesem Hintergrund erscheint es dann als ein nur noch vergleichsweise kleiner Schritt, wenn die Sozialwissenschaft wenig später bei sich selbst nach den Voraussetzungen ihres Gegenstandes zu suchen begann, um sich schließlich in ihrem eigenen Objekt aufzufinden. Nassehi (2006) identifiziert diese *weitere Stufe der Deontologisierung* im Kontext eines „zweiten Diskursstrang[s]“ (vgl. a.a.O., S. 375 ff.) und bringt ihn mit Autoren in Verbindung, die die Einsichten der klassischen Entwürfe in selbstreflexiver Konsequenz zu wenden verstanden und darüber zu neuen Formen deontologisierender Gegenstandsauffassungen vorgestoßen sind, mit denen dann erst Theorien möglich werden, die das Wissen um die Selbstinvolution der wissenschaftlichen Beobachtung in ihren Gegenstand zum zentralen Bezugspunkt ihrer epistemologischen und methodologischen Überlegungen machen. Am konsequentesten haben bisher wohl die Soziologen Niklas Luhmann und Pierre Bourdieu versucht, systematisch Selbstbezüge in die eigene Theorieanlage einzubauen. Selbst wenn aber die Sozialwissenschaft nicht schon immer und im Ganzen von der Möglichkeit eines raffinierten Selbsteinschlusses ihrer Theoriekonstruktionen in ihr Objekt Gebrauch gemacht hat, und selbst wenn dieser Selbsteinschluss sich erst mit Luhmanns „reflektierter Autologie“ (vgl. Luhmann 1997) oder Bourdieus „reflexiver Sozialwissenschaft“ (vgl. Bourdieu/Waquant 1996) in vollkommen selbstbezüglich durchdeklinierten Theoriekonzeptionen radikalisiert hat, so lässt sich doch immerhin konstatieren, dass sich die Entdeckung des Sozialen in dem dispositiven Wissen darum vollzog, dass die sozialwissenschaftliche Beobachtung der Welt im Medium des Sozialen selbst nicht ganz unschuldig ist an der Entdeckung des Sozialen. Anders ausgedrückt: Bereits sehr bald im Prozess ihrer Entstehung wurde innerhalb der sozialwissenschaftlichen Theoriediskussion reflektiert, dass nicht nur die Sozialwissenschaft als gesellschaftliches Phänomen beobachtbar ist, sondern dass auch umgekehrt die Gesellschaft als ein sozialwissenschaftliches Phänomen zu begreifen ist. Wer dies konzidiert, wandelt nicht auf dem Pfad avantgardistischer Kühnheit, sondern bemüht lediglich die vielleicht älteste und grundlegendste Einsicht, die die Sozialwissenschaft bereit hält: „[Ihr] Blick gehört zu einer Welt in der er sich nicht auch nur irgendwie bewähren könnte, wenn er sich nicht der Beobachtung durch andere stellt und *darin* bewährt“ (Nassehi 2006, S. 44, Her-

vorh. i. Orig.) – man möchte fast hinzufügen: darin ‚Wirklichkeit‘ erlangt. Die Anerkennung des ontologischen Defizits der Welt ist dann sozusagen der Stoff, aus dem die deontologisierte Narration des Wirklichen gewebt ist, wie sie die Sozialwissenschaft hervorgebracht hat, als eine Narration, die nichts voraussetzt, was nicht beobachtet werden kann (vgl. Neumann 2008) und die dabei auch nichts voraussetzt, was ‚unbeobachtet existiert‘.

Die Reinterpretation der Entwicklung der Sozialwissenschaften als Prozess der Deontologisierung wissenschaftlicher Weltauffassungen verdeutlicht nochmals, was an der Behauptung, sozialpädagogische Theorie argumentiere ontologisch, das Verblüffende – und gleichzeitig Provokative – ausmacht. Denn es stellt sich die Frage, inwieweit es stimmig ist, die sozialpädagogische Theoriediskussion als ‚sozialwissenschaftlich gewendet‘ zu bezeichnen, wenn mit dieser ‚Wende‘ nicht auch eine – zumindest tendenzielle und sich analog zur Sozialwissenschaft verschärfende – Abwendung von ontologisch informierten Argumentationsstrategien einhergegangen ist. Konfrontiert man die Soziale Arbeit mit ihrem eigenen Anspruch, eine seit den späten 1960er Jahren versozialwissenschaftlichte Disziplin zu sein, dann sollte man davon ausgehen können, dass sozialpädagogische Theoriebildung sich – um Mollenhauer zu paraphrasieren – des „Gesichtspunkt[s]“ gewahr ist, mit dem sie ihren Gegenstand als Gegen-Stand konstruiert (Mollenhauer 1998, S. 378). Theorie der Sozialen Arbeit müsste infolgedessen als ‚sozialwissenschaftlich gewendete‘ Theorie in der Lage sein, eine Symmetrie von Selbst- und Fremdbeobachtung herzustellen. Dabei sollte erwartet werden können, dass sie reflexiv jene Abschattungen der eigenen Beobachtung zu vermeiden sucht, die für ontologisch gebaute Argumentationsstrategien kennzeichnend sind und denen ontologisch informierte Theorieentwürfe letztlich ihre Unbe-zweifelbarkeit und ihre Repräsentationsmacht verdanken.

3 Sehen und gesehen werden – Über die Möglichkeit einer ontologiekritischen Analyse der sozialpädagogischen Theoriediskussion

Eine ontologiekritische Dekonstruktion der sozialpädagogischen Theoriediskussion vorzunehmen impliziert eine Selbstverpflichtung. Denn wenn das, was oben zum Vorgehen einer ‚reflektierten Autologie‘ resp. ‚reflexiven Sozialwissenschaft‘ ausgeführt wurde, nun wiederum konsequent auf den eigenen Beobachtungsprozess übertragen werden soll, so bedeutet dies, nicht einfach so tun zu können, als könne man auf vermeintlich vorfindliche ‚Objekte‘ schlicht und einfach ‚zugreifen‘ – und seien diese ‚Objekte‘ auch nur ‚Diskurse‘. Vielmehr bedarf es auch im Folgenden einer reflexiven Begleitung und Moderation des Beobach-

tungsprozesses. Der ‚Gegenstand‘ der sozialpädagogischen Theoriediskussion zur Frage ‚Was ist Soziale Arbeit?‘, den wir auf ontologisch informierte Argumentationsstrategien hin untersuchen wollen, muss seinerseits hinsichtlich seiner beobachtungsrelativen Beobachtbarkeit thematisiert werden, um die Beobachtung selbst ontologiekritisch einstellen zu können.

Ein erstes Selektionskriterium bei der Konstruktion unseres Beobachtungsobjektes liegt auf der Hand, wenn man das vorliegende Erkenntnisinteresse noch einmal genauer fokussiert. Denn bleiben wir bei der Annahme, dass ontologische Argumentationsstrategien und sozialwissenschaftliche Beobachtungsprozesse sich gegenseitig ausschließen, und soll vor diesem Hintergrund die sozialwissenschaftliche Verortung der sozialpädagogischen Theoriediskussion kritisch überprüft werden, so können im Folgenden lediglich solche Theorieentwürfe in den Blick genommen werden, die dezidiert selbst den Anspruch erheben, sozialwissenschaftlich und damit qua oben getroffener Unterscheidung auch nicht-ontologisch zu argumentieren. Alles andere widerspräche dem ungeschriebenen Gesetz wissenschaftlicher Argumentation, andere wissenschaftliche Beobachtungen nur an deren eigenen Ambitionen zu messen.

Ein zweites Kriterium bei der Konstruktion des in Betracht zu ziehenden Beobachtungsfeldes lässt sich sinnvoller Weise in der Frage danach sehen, welche diskursive Dominanz einzelne Entwürfe in der aktuellen, uns interessierenden sozialpädagogischen Diskussion haben. Dieses Kriterium erscheint deshalb relevant, weil es mit der gewählten ontologiekritischen Beobachtung – wie bereits einleitend erwähnt – trotz des im Rahmen eines Artikels nur sehr begrenzt zur Verfügung stehenden Raumes darum geht, Hinweise auf *strukturell* dominante Ontologien in der Theoriediskussion der Sozialen Arbeit aufzufindig zu machen. Um etwas als strukturelles Merkmal sozialpädagogischer Theoriebildung interpretieren zu können, muss nun aber wiederum mit einiger Wahrscheinlichkeit davon ausgegangen werden können, dass in den Blick zu nehmende Theorieentwürfe auch diskursrelevant, also von herausragender Bedeutung für die sozialpädagogische Theoriedebatte insgesamt sind.

Bringt man beide Kriterien konsequent in Kongruenz zum Vorgehen reflexiver Sozialwissenschaft, so lässt sich daraus bereits ableiten, wie die Beobachtung anzulegen ist und wie mit ihr Beobachtbarkeit erzeugt wird. Dabei erübrigt sich interessanterweise die gewöhnlich auftauchende Frage danach, ob eine Sichtung der sozialpädagogischen Theoriediskussion eher Zugang durch einen möglichst umfassenden Überblick über die am Diskurs teilnehmenden Personen und die Selbstbeschreibung ihrer Positionen gewinnen sollte, oder ob es nicht doch einträglicher wäre, die selbsternannten Theorieentwürfe und Gegenstandskonstruktionen nach wissenschaftstheoretischen Richtungen und Schulen sowie ihren jeweiligen gegenstandstheoretischen und thematischen Referenzpunkten zu

kategorisieren (vgl. hierzu Füssenhäuser/Thiersch 2005, S. 1881 f.). Will man etwas als strukturelle Eigenheit von Argumentationsprozessen innerhalb der Diskussion interpretieren, so verliert die Entscheidung zwischen Akteuren und Inhalten der Diskussion ihre erkenntnistheoretische Bedeutung. Sie wird obsolet, weil in Bezug auf das primär ontologiekritische Erkenntnisinteresse nur noch von Bedeutung ist, *wie* jeweils argumentiert wird. In diesem Sinne wird die Frage danach, wo man die eigene Beobachtung anzusetzen hat – oder im Bilde gesprochen: von wo aus man das Pferd aufzuzäumen hat – von am Diskurs beteiligten Personen her (vgl. etwa Füssenhäuser/Thiersch 2005) oder von schematisch unterteilbaren „Theorieetiketten“ (Thole 2005, S. 34, vgl. einer anderen Schematisierung folgend auch May 2008) her – belanglos. So wird es denn auch im Folgenden weder von tieferem Interesse sein, wer innerhalb der Diskussion argumentiert, noch, was dabei im substanziellen Sinne als ‚sozialpädagogischer Gegenstand‘ bestimmt wird. Von Interesse ist einzig die Frage nach Hinweisen auf die Struktur des ‚Wie?‘ innerhalb der sozialpädagogischen Theoriediskussion.

Wir werden im Folgenden eine ontologiekritische Beobachtung des Theorieprojekts ‚Lebensweltorientierte Soziale Arbeit‘ vornehmen. Gemäß unserer oben genannten Kriterien beziehen wir die Beobachtung damit auf einen Theorienentwurf, der zum einen als klar diskursrelevant bezeichnet werden kann und der sich zum anderen selbst explizit als ‚sozialwissenschaftlich gewendet‘ versteht.

4 Sozialpädagogische Ontologie der Sozialen Arbeit – das Beispiel ‚Lebensweltorientierung‘

Die Auswahl des ‚Theorieprojekts Lebensweltorientierte Soziale Arbeit‘ für eine ontologiekritische Lektüre entspricht unseren oben dargestellten Beobachtungskriterien und ist so gesehen nicht beliebig. Sie ist allerdings auch andersherum – dies ist hier wichtig zu betonen – keineswegs zwingend. Hinsichtlich der Ontologieträchtigkeit seiner Plausibilisierungsstrategie unterscheidet sich der Ansatz kaum von allen anderen derzeit prominenten Theorien der Sozialpädagogik bzw. Sozialen Arbeit. Es wäre also grundsätzlich auch möglich gewesen, die nachfolgende Konkretisierung unseres Ontologiebefunds an anderen Entwürfen vorzunehmen (vgl. dazu weiterführend Neumann/Sandermann 2007, S. 17 ff.).²

Das Theorieprojekt ‚Lebensweltorientierte Soziale Arbeit‘ startete in den späten 1970er Jahren – damals zunächst noch unter der Bezeichnung „Alltagsorientierung“ (Thiersch 1978) –, und zwar von Beginn an mit dem auch heute noch explizit vertretenen Anspruch eines sozialwissenschaftlich gewendeten und/oder vielseitig sozialwissenschaftlich anschlussfähigen Theorieansatzes (vgl. dazu bspw. Thiersch 1995, S. 221; Thiersch 2003a, S. 43). Bereits in seinen frühen Arbeiten

gemeinsam mit Heinrich Roth verfolgte Hans Thiersch – der bis heute als Hauptinitiator und -vertreter dieses Theorieprojektes gelten kann – ausdrücklich das Interesse, die Theoriediskussion der Erziehungswissenschaft (und später dann speziell der Sozialen Arbeit) derart ‚realistisch‘ bzw. sozialwissenschaftlich zu wenden, dass ihr Grundzug als „theoretisch-praktische Wissenschaft im Wandel zur Forschungsdisziplin bewahrt“ (Benner 1991, S. 255) bleibt, sie also einerseits eine praktisch handlungsanleitende und andererseits eine wissenschaftlich aufklärende Funktion erfüllen kann (vgl. dazu auch Füssenhäuser 2006, S. 128).

In Dietrich Benners Charakterisierung der damaligen Motivation der Autoren Roth und Thiersch wird bereits ein grundlegendes Motiv des Ansatzes deutlich, welches auch auf das später entwickelte Theorieprojekt einer Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit noch Auswirkungen haben sollte: die Theorie soll kritisch-reflexive Distanz zum sozialpädagogischen Praxishandeln wahren und gleichzeitig unmittelbar ‚praxisrelevante‘ Orientierungen für sozialpädagogisches/sozialarbeiterisches Handeln bieten können.³ Zwar fließen nun – zu Zeiten der Ausarbeitung von ‚Alltags- und Lebensweltorientierung‘ – neben der realistisch gewendeten hermeneutisch-pragmatischen Tradition der Erziehungswissenschaft auch phänomenologisch-interaktionistische Ideen und kritische Alltagsanalyse sowie Habermassche Diskurs- und Becksche Individualisierungstheorie in den Begründungszusammenhang der Theorie mit ein. Der Doppelanspruch, sowohl theoretisch aufklärend als auch praktisch richtungweisend zu sein, bleibt dabei jedoch klar erhalten. So heißt es etwa: „Lebensweltorientierung bezeichnet sowohl ein Rahmenkonzept sozialpädagogischer Theorieentwicklung als auch eine grundlegende Orientierung sozialpädagogischer Praxis“ (Thiersch 2002, S. 128).

Diese Aussage muss – von einem ontologiekritischen Theoriestandpunkt aus betrachtet – Verwirrung auslösen, denn mit dem genannten Doppelanspruch taucht die Frage auf, was nun das Ziel der wissenschaftlichen Beobachtung ist: Seinsaussagen, also Beschreibungs- und Erklärungsvorschläge zum Ist-Zustand der Sozialen Arbeit oder Sollensaussagen, also Hinweise auf mögliche Eigenschaften des Sozialpädagogischen, die als normativ erstrebenswert, aber dezidiert als *nicht* existent entworfen werden? Noch einmal anders gefragt und der Anschaulichkeit halber auf die unmittelbare Handlungsebene reduziert: Besteht der Anspruch, im Lichte der ‚Lebensweltorientierung‘ einen theoretischen Erklärungsvorschlag dafür zu unterbreiten, was sozialpädagogische Fachkräfte tun, wenn sie angegeben oder ihnen zugeschrieben wird, sozialpädagogisch zu arbeiten? Oder wird eine normative Idee davon entworfen, was sozialpädagogische Fachkräfte tun *sollten*, wenn sie fachlich entsprechend einer gleichermaßen idealistischen wie idealen Perspektive ‚lebensweltorientiert‘ handeln wollten?⁴

Gehen wir mit Rauschenbach/Züchner (2005) davon aus, dass das Theorieprojekt Lebensweltorientierter Sozialer Arbeit eher als konzeptionell-gestaltender

Entwurf zu begreifen ist denn als erklärendes Theorieangebot im engeren Sinne (vgl. ebd., S. 156), so scheint sich auf den ersten Blick Klarheit einzustellen. Das Projekt ‚Lebensweltorientierte Soziale Arbeit‘ nun jedoch einfach als offen normatives Theoriekonzept zu verstehen, greift allein schon aufgrund des geäußerten Doppelanspruchs zu kurz: Neben der Ambition, einen normativen Konzeptentwurf zu bieten, der ‚der sozialpädagogischen Praxis‘ – wie auch immer diese dann aussehen mag – eine professionspolitische ‚Orientierung‘ (eben ‚Lebensweltorientierung‘) stiftet, geht es ja ebenfalls nachdrücklich um die Formulierung einer Theorie des Sozialpädagogischen/Sozialarbeiterischen (vgl. etwa Thiersch 2003b, S. 121; implizit auch Böhnisch/Schröer/Thiersch 2005, S. 263).

Genau in diesem stets aufrecht erhaltenen Doppelanspruch stößt man nun aus ontologiekritischer Perspektive auf die problematischen Voraussetzungen des Projekts ‚Lebensweltorientierte Soziale Arbeit‘. Es lässt dabei in beiden Teilen seines Doppelanspruchs unterschiedliche Spielarten ontologisch informierter Argumentationsmuster erkennen. Konzentriert man sich – erstens – auf die Argumentationsstrategien, an denen der *objekttheoretische* Anspruch des Entwurfs klar im Vordergrund zu stehen scheint, so fällt auf: Ähnlich wie in den Hauptbezugstheorien, die zum Aufbau des Theorieentwurfs ‚Lebensweltorientierte Soziale Arbeit‘ genutzt werden, die Vorstellung von Alltag und Lebenswelt vereigentlicht wird⁵, vereigentlicht sich in der Idee einer Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit die Vorstellung von Sozialer Arbeit insgesamt. ‚Lebensweltorientierte Soziale Arbeit‘ nimmt dabei für sich implizit in Anspruch, eine theoretische Beobachtungsfolie für das ‚Wesen des Sozialpädagogischen/Sozialarbeiterischen‘ zu liefern, welche prägnant deren substanziellen Kern zum Vorschein bringt (vgl. in diesem Sinne etwa Thiersch 2003b, S. 121). ‚Eigentliche‘ Soziale Arbeit wird per se mit ‚Lebensweltorientierung‘ identifiziert (vgl. Böhnisch/Schröer/Thiersch 2005, S. 103), ohne dass jedoch der Beobachtungsprozess offen zur Sprache käme, der zu diesem Ergebnis geführt hat. Im Resultat ist dann innerhalb dieser Argumentationsstrategie keine ‚wirkliche‘ Soziale Arbeit mehr denkbar, die nicht lebensweltorientiert ist. Der Versuch, die Soziale Arbeit – oder auch nur die sozialpädagogische Konzeptdiskussion (vgl. z. B. Thiersch 2003a, S. 17) oder einen „Aspekt“ (Thiersch 1993, S. 12) resp. Teil (vgl. Thiersch 2000, S. 533 ff.; Thiersch 2003b, S. 121) derselben – strukturell übergreifend als ‚lebensweltorientiert = sozialpädagogisch/sozialarbeiterisch‘ zu kategorisieren, ist klar als ontologisch informiert interpretierbar, weil der eigene Beobachtungsprozess und dessen relationale Konstruktion im Rahmen der Argumentation stets unthematisiert bleiben.⁶ Nur bei einer weitest möglichen Offenlegung des Beobachtungsprozesses wäre es angemessen, den theoretischen Entwurf ‚Lebensweltorientierte Soziale Arbeit‘ als zeitgemäß sozialwissenschaftlich zu betiteln. Was als ‚Lebensweltorientierte Soziale Arbeit‘ gelten soll, wäre nicht einfach nur ‚festzustellen‘, sondern vielmehr im Sinne einer von Bourdieu immer

wieder erhobenen Forderung⁷ systematisch als Ausgangspunkt sozialpädagogischer Wirklichkeitserfahrung zu ‚objektivieren‘ (vgl. dazu Neumann 2008, S. 20; vgl. grundlegend auch Bourdieu/Wacquant 1996 sowie sinngemäß Willke 1993, S. 83 f.). Dies würde dann freilich auf die Gefahr hin geschehen, dass das Projekt seinen Doppelpanspruch aufgeben müsste.

Eine andere Spielart ontologischer Argumentation lässt sich – zweitens – an den Stellen beobachten, wo die ‚Lebensweltorientierte Soziale Arbeit‘ scheinbar entschieden und exklusiv als normatives Leitbild zur Geltung gebracht wird, ohne zugleich als theoretische Beschreibung der Wirklichkeit Sozialer Arbeit aufzutreten (vgl. dahingehend bspw. die Selbstinterpretationen des Projekts in Thiersch 2002, S. 129 ff.; Grunwald/Thiersch 2005, S. 1136). Auch hier ist insofern eine ontologische Argumentationsstruktur beobachtbar, als das normative, contrafaktische Leitbild ‚Lebensweltorientierung‘ nicht offen als eine Idealkonstruktion ausgewiesen, sondern das Contrafaktische zugleich als etwas geradezu ‚absolut Seiendes‘ – also wiederum ‚objektiv Faktisches‘ – beschrieben wird, welches gleichsam im Verborgenen schlummert, dort aber dennoch ‚existent‘ ist. Der Entwurf versteht es somit auch hier – in Passagen, in denen er scheinbar klar zu seinem normativen Gehalt steht –, auf Sollensfragen mit Seinsannahmen zu antworten. Dies wird besonders dort deutlich, wo die bereits von Kosík als notwendig erachtete Aufgabe, die pseudokonkreten Anteile im Alltag zu ‚destruieren‘, für das Projekt ‚Lebensweltorientierte Soziale Arbeit‘ von einer Aufgabe praktischer Bewältigung und theoretischer Entschleierung von Wahrheit (vgl. Thiersch 2006, S. 43 f.) – dies an sich schon eine objektivistische Vorstellung (vgl. Anm. 4) – zur professionellen Gestaltungsaufgabe wird. Die hier beobachtbaren Argumentationsstrategien erscheinen in ontologiekritischer Perspektive als besonders aufschlussreich: Mit Hilfe der Alltagstheorie Kosíks wird im Theorieprojekt Lebensweltorientierter Sozialer Arbeit zunächst ontologisch entschlüsselt, wie Menschen mit ihrem sich für sie widersprüchlich darstellenden Alltag umgehen, d. h. welche Strategien sie nach Vorstellung der kritischen Alltagstheorie entwickeln, um die theoretisch angenommenen Spannung von Konkretem und Pseudokonkretem im Alltag zu bewältigen (vgl. Thiersch 2006, S. 43). Darauf folgend wird nun in einem zweiten, wiederum ontologisch begründeten Argumentationsschritt die angenommene Spannung zwischen konkretem und pseudokonkretem Alltag von einem sozialen zu einem sozialpädagogischen Problem umgedeutet, und damit in der Logik des Projekts von einem Problem (nur) beschreibender Theorie zu einem Problem (auch) handlungsanleitender Theorie. Dies geschieht, indem aus den zuvor aufgestellten ontologischen Behauptungen zu sozialem Handeln in Alltag und Lebenswelt ontologische Behauptungen zur – lebensweltorientierten, und damit qua Behauptung erst normativ angemessenen – Sozialen Arbeit abgeleitet werden (vgl. statt vieler Thiersch 2006, S. 48 ff.). Reflektieren wir auf die am Anfang dieses Beitrags umrissene Ontologievorstellung, so fällt

auf: Im Projekt ‚Lebensweltorientierte Soziale Arbeit‘ ist nicht nur eine ontologisch informierte Argumentationsstrategie im objekttheoretischen Zugriff auf ‚das Soziale‘ und ‚das Sozialpädagogische‘ zu erkennen. Darüber hinaus lassen sich auch ein für ontologische Formen der Argumentation typischer, unmittelbarer Übergang von Antworten auf Seins- zu Antworten auf Sollensfragen sowie eine ontologische Abstützung normativer Argumente beobachten. Insbesondere letztere erfahren in ihrer Normativität dabei scheinbar eine dreifache Legitimation, und zwar erstens durch die unhinterfragte Rezeption objektivistischer Seinsannahmen zu Alltag bzw. Lebenswelt, zweitens durch geschickt ontologisch konstruierte objektivistische Seinsannahmen zum sozialpädagogischen Handeln als lebensweltorientiertes Handeln, und drittens durch die Behauptung, dass diese objektivistisch festgestellte Eigentlichkeit sozialpädagogischen Handelns als objektiver Maßstab seiner selbst herangezogen werden kann, also in sich bereits eine Antwort auf die Sollensfragen sozialpädagogischen Denkens und Handelns bereithält.

Resümieren wir unsere ontologiekritische Sichtung des Theorieprojekts ‚Lebensweltorientierte Soziale Arbeit‘, so kann festgehalten werden, dass der aufgestellte (Selbst-)anspruch eines ‚sozialwissenschaftlich gewendeten‘ Entwurfs nicht eingehalten werden kann. Dies scheint maßgeblich mit dem erhobenen Doppelanspruch zusammenzuhängen, nach dem ‚Lebensweltorientierte Soziale Arbeit‘ zugleich Antworten auf verschiedene, in ihrem logischen Status völlig unterschiedliche Fragen anbieten will.⁸ Das gelingt dem Projekt nur über die ontologische Information der angewandten Argumentationsstrategien. In der Konsequenz wird die Soziale Arbeit aber im Rahmen des Projekts so stets nur als das erreicht, was sie bereits im Vorhinein jeglicher sozialwissenschaftlichen Beobachtung ‚ist‘. Es wird im strengen Sinne nicht beobachtet, sondern das ‚immer schon Richtige‘ unterstellt.

5 Blindheit – Zur möglichen Funktion ontologisch informierter Argumentationsstrategien im Theoriediskurs der Sozialen Arbeit

Die hier vertretene These, der Theoriediskurs Sozialer Arbeit verfare nicht sozialwissenschaftlich, mag zunächst einigermassen verwegen daher kommen. Auch nach ihrer exemplarischen Konkretisierung dürfte eine gleichsam ‚traditionsbewusste‘ Skepsis gegenüber unserer These fortwirken. Denn historisch betrachtet übernahm doch gerade der *sozialpädagogische* Diskurs mindestens zwei Mal die Rolle eines Zugpferds bei der Versozialwissenschaftlichung der Pädagogik. Ein erstes Mal gilt dies bereits für seine Entstehungszeit. Die zeitgenössische Erfahrung des 19. Jahrhunderts, dass es so etwas wie eine eigentümlich bestimmte

gesellschaftliche oder soziale Wirklichkeit gibt, war nicht nur konstitutiv für die Entstehung eines sozialpädagogischen Diskurses (vgl. nur Dollinger 2004, 2006; Reyer 2002; implizit bereits: Mollenhauer 1959), erst durch ihn begann sich darüber hinaus eine neue Form pädagogischen Wissens zu artikulieren, mit dem die pädagogische Reflexion insgesamt auf die von ihr bisher weitgehend vernachlässigte Sozialität von Erziehungs- und Bildungsprozessen verwiesen wurde (Wilhelm 1974). Als zweites historisches Beispiel für die Vorreiterrolle des sozialpädagogischen Diskurses im Rahmen der Versozialwissenschaftlichung der Pädagogik kann die Situation der 1960er und 1970er Jahre herangezogen werden. Die zwischenzeitlich im Zuge der Hegemonie der hermeneutisch-pragmatischen Pädagogik eingetretene Abstinenz von sozialwissenschaftlichen Theorie- und Wissensbeständen fand ihr Ende, als der sozialpädagogische Diskurs in den 1960er und 1970er Jahren wieder verstärkt an diese Wissensformen anzuschließen begann, um jenen Sackgassen der pädagogischen Weltbedeutsamkeit zu entkommen, in die das teleologische Geschichtsmodell der geisteswissenschaftlichen Pädagogik und die relative Gesellschaftsferne ihrer Vorstellungen von der Autonomie der ‚Erziehungswirklichkeit‘ hinein geführt hatten (vgl. hierzu etwa Mollenhauer 1968a; Mollenhauer 1968b).

Gleichwohl ist der Umstand, dass im Theoriediskurs der Sozialen Arbeit regelmäßig Anleihen bei sozialwissenschaftlichen Theorien, Methoden und Forschungsergebnissen genommen wurden und werden noch kein Beweis dafür, dass hier der eingangs skizzierten Logik sozialwissenschaftlicher Erkenntnispraxis gefolgt wird. Im Gegenteil: Bisher gibt es keinen Anhaltspunkt dafür, dass die Theoriediskussion der Sozialen Arbeit insoweit sozialwissenschaftlich gewendet worden wäre, als dass diese im Medium einer „Auto-Epistemologisierung“ (Nassehi 2006, S. 17) zu Theorien geführt hätte, die sich als sozial apostrophierte Wissensformen reflektieren und zu deren Kennzeichen es gehört, eine Epistemologie des Sozialpädagogischen/Sozialarbeiterischen mit einer Sozialtheorie der Erkenntnis ihres Gegenstands zu verknüpfen (vgl. kritisch dazu Neumann 2008). Ein derart voraussetzungsvolles Unternehmen würde es verlangen, eine Beobachtung ins Werk zu setzen, die es gestattet, das Sozialpädagogische/Sozialarbeiterische nicht nur als Gegenstand, sondern auch als Moment wissenschaftlicher Wirklichkeitserfahrung ins Kalkül zu ziehen. Dies wiederum setzt voraus, dass die Beobachtung selbst *als Beobachtung* überhaupt erst einmal ins Blickfeld gerät.

Die ontologiekritische Lektüre eines der diskursrelevantesten Theoriestücke der aktuellen Theoriediskussion zur Sozialen Arbeit vermittelt jedoch ein anderes Bild. Sie hat exemplarisch zeigen können, dass sich Theoriebildung in der Sozialen Arbeit über die vermeintliche sozialwissenschaftliche Wende hinaus und über die durch sie erst thematisch gewordene Erfahrung der Nicht-Identität von Begriff und Sache hinweg vielfältige Spielarten einer ontologischen Plausibilisie-

rung ihrer Behauptungen bewahrt hat. Die Plausibilisierungsstrategien korrelieren bisweilen verdeckt, manchmal aber auch unübersehbar mit einer Strategie der Vereigentlichung beobachtungsrelativer Auffassungen über ‚Sein‘ und ‚Wesen‘ der Sozialen Arbeit. Deutlich wird dies vor allem dort, wo Seins- und Sollensaussagen bruchlos ineinander übergeleitet werden, aber auch dort, wo der anfänglich teils sogar problematisierte ‚Zugang zum Gegenstand‘ mehr und mehr im Schatten einer objektivistischen ‚Wesensvorstellung‘ des zu Beobachtenden verschwindet. Dieses argumentative Vorgehen macht das Arbiträre jenes Konstruktionsprozesses unkenntlich, der eine Beobachtung Sozialer Arbeit, etwa als ‚lebensweltorientiert‘, erst ermöglicht. Die Argumentationslogiken, wie sie im Kontext sozialpädagogischer Theoriebildung angetroffen werden können, schließen also die Form einer sich selbst thematisierenden Beobachtung gerade aus.

Ganz unabhängig davon, ob man in den unterschiedlichen Spielarten ontologischen Argumentierens nun einen kritikwürdigen Zustand erachtet oder nicht, stellt sich die Frage, wieso es überhaupt zu ihnen kommt. Was könnte diese ontologischen Formen der Argumentation für die Theoriediskussion der Sozialen Arbeit nach wie vor funktional machen, worin besteht ihr Nutzen? Und inwiefern spiegeln sich in ihnen – erstens – die Situation der Sozialen Arbeit als akademisch angesiedeltes Fach, sowie – zweitens – die Zwänge, denen sich Soziale Arbeit bei ihrer wissenschaftlichen Selbstbegründung ausgesetzt sieht?

Wir wollen in einer abschließenden These einen Antwortvorschlag auf diese Fragen zur Diskussion stellen. Dabei zielen wir jenseits der bloßen Kritik ganz bewusst auf eine funktionale Erklärung der aus ontologiekritischer Perspektive beobachteten Plausibilisierungspraxis innerhalb der sozialpädagogischen Theoriediskussion.

Die wissenschaftliche Diskussion zur Sozialen Arbeit hat sich – nicht zuletzt ihrer Selbstauffassung nach – spätestens seit ihrer Institutionalisierung im akademischen Feld in den 1920er und 1930er Jahren stets vor zwei verschiedenen Publika zu bewähren, die ihr mit jeweils unterschiedlichen Erwartungen begegnet sind und nach wie vor begegnen: Einerseits ein primär (sozial-)wissenschaftliches Publikum, andererseits ein Publikum, das sich aus den berufsförmig organisierten Feldern der sozialpädagogischen/sozialarbeiterischen Praxis rekrutiert. Im Theoriediskurs der Sozialen Arbeit scheinen diese unterschiedlichen Erwartungen zu einem in sich widersprüchlich verquickten Anspruch an die Leistungen sozialpädagogischer Theoriebildung zu kulminieren. Eine Theorie Sozialer Arbeit muss diesem Anspruch gemäß immer beides zugleich sein: erkenntnisgenerierend *und* unmittelbar handlungsleitend, mithin wissenschaftlich *und* programmatisch relevant. Ontologische Formen der Argumentation scheinen dabei im Vergleich zu den im engeren Sinne selbstreflexiven und selbstbezüglichen sozialwissenschaftlichen Beobachtungsmodi einen möglicherweise entscheiden-

den Vorteil zu bieten: Vorannahmen sowie Seins- und Sollensauffassungen zur Sozialen Arbeit lassen sich in der zirkulären Struktur ontologischer Argumentation derart bruchlos und scheinbar plausibel aneinander anschließen, dass es möglich ist, die Erwartungen beider relevanten Publika immer gleichzeitig und mit ein und derselben Theoriearchitektur zu adressieren. Ontologische Argumentationsmodi im Theoriediskurs der Sozialen Arbeit könnten so besehen strukturell dazu dienen, das Kunststück fertig zu bringen, mithilfe desselben Antwortangebots immer gleichzeitig auf zwei völlig quer zu einander liegende Fragen zu reagieren – der Frage nach dem, was Soziale Arbeit ist, und der Frage nach dem, was Soziale Arbeit zu denken und zu tun hat.

Es steht jedoch zu befürchten, dass die Theorie der Sozialen Arbeit durch diese bisher relativ erfolgreiche Strategie zunehmend den Anschluss an die epistemologische Entwicklung in der Sozialwissenschaft verliert. Die mangelnde wissenschaftliche Reputation und nach wie vor nicht unbedingt wachsende Wertschätzung der ‚Disziplin Soziale Arbeit‘ (auch und gerade innerhalb der *sozialwissenschaftlichen Community*) könnte ein deutlicher Hinweis hierauf sein. Insofern erscheint eine weitere und genauere Untersuchung der in diesem Beitrag nur ansatzweise in Augenschein genommenen Ontologieträchtigkeit sozialpädagogischer Theoriebildung notwendig, um eine selbstkritisch-konstruktive Auseinandersetzung mit der Theoriediskussion voranzutreiben. Hierdurch böte sich die Möglichkeit, in offensiver Weise mit der eigenen Theorietradition umzugehen und nach Wegen aus dem Status quo einer in ihrer ganzen Radikalität keineswegs vollzogenen sozialwissenschaftlichen Wende zu suchen, anstatt sich in rückwärtsgewandten Abwehrkämpfen innerhalb des wissenschaftlichen Feldes zu verstricken und sich damit langfristig gesehen nicht nur wissenschaftstheoretisch, sondern auch disziplinpoltisch zu isolieren.

Anmerkungen

- 1 Die Begriffe ‚Soziale Arbeit‘ und ‚Sozialpädagogik‘ werden im Folgenden synonym im Sinne eines Konvergenzansatzes (vgl. Münchmeier 2007, S. 676 f.) verwendet.
- 2 Dass die Wahl im vorliegenden Fall *nur* auf den Theorieansatz einer ‚Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit‘ fällt, hat über die genannten Kriterien hinaus seinen Grund schlicht und einfach darin, dass uns der hier zur Verfügung stehende Raum nicht mehr als diese eine ontologiekritische Lektüre gestattet.
- 3 Die Hartnäckigkeit, mit der sich auch und gerade in der Theoriediskussion zur Sozialen Arbeit die Behauptung hält, Handlungsanleitungen seien ‚praxisrelevanter‘ als sorgfältige Beschreibungen und Erklärungen dessen, was beobachtbar ist, birgt eine Faszination für sich (vgl. dazu kritisch auch Scherr 2001, S. 73). Wir werden versuchen, dieses Phänomen im fünften Abschnitt dieses Beitrags ansatzweise zu erklären.
- 4 Ähnliche Verwirrung ergibt sich im Übrigen, wenn man diese Frage an das Projekt ‚Dienstleistungsorientierte Soziale Arbeit‘ richtet. Michael Galuske (2002) hat dies

beispielhaft an den Arbeiten Andreas Schaarschuchs zeigen können, allerdings ohne die dabei beobachtete Argumentationslogik als repräsentativ für die sozialpädagogische Theoriebildung insgesamt zu interpretieren.

- 5 Insbesondere auf das Werk Karel Kosík wird im Rahmen des Projekts ‚Lebensweltorientierte Soziale Arbeit‘ immer wieder eingegangen und verwiesen (vgl. bspw. Thiersch 2002, S. 132 f.; Thiersch 2003a, S. 27, S. 52, S. 120; Thiersch 2006, S. 40 ff., S. 215). Schon bei Kosík (1967) findet sich indessen eine aus ontologiekritischer Perspektive problematisch erscheinende Beweisführung. Denn schon dort ist jene Verschränkung von Seins- und Sollensaussagen auszumachen, die wir als ontologische Form der Argumentation im Theorieprojekt der Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit wieder finden können: Die Unterscheidung in ‚konkrete‘ und ‚pseudokonkrete‘ Handlungsstrategien im Alltag, welche die kritische Alltagstheorie Kosíks aufmacht, dient einerseits einer beschreibend-erklärenden Theoriebildung, welche versucht, Handlungslogiken von Akteuren in den Zwängen des Alltags theoretisch nachzuzeichnen. Gleichzeitig aber geht diese Unterscheidung auch bei Kosík bereits fließend über in die Differenzierung sozialer Realität in substanziiell ‚wahre‘ und ‚falsche‘ Phänomene (vgl. ebd., S. 9). Für diesen Schritt wird a priori ein beobachtungsunabhängiger Wahrheitsgedanke benötigt. Dass Kosík das Problem eines klassisch objektivistischen Wahrheitsgedankens – er nennt dies den Gedanken einer ‚abstrakten Totalität‘ (vgl. Kosík 1967, S. 58) – grundsätzlich thematisiert und sich von diesem Gedanken distanziert, scheint dabei für seine eigene theoretische Konstruktion nur bedingt von Bedeutung. In seinem Rekurs auf historisch-materialistische Theorievorstellungen wendet Kosík zwar objektivistische Theoriekonstruktionen historisch und bringt sie in Bezug zu gesellschaftlichen Verursachungsbedingungen (vgl. ebd., S. 58 f.; S. 212 ff.). Die Idee dieser Verursachungsbedingungen jedoch verabsolutiert er im Stile marxistischer Weltanschauungen und verzichtet dabei auf jegliche offene Reflexion des Umstands, dass auch die historisch-materialistische Theorie von substanziiell gegebenen, also perspektivunabhängig bestehenden historischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten ausgeht, die das, was unmittelbar erfahrbar ist, angeblich unhinterfragbar ‚verursachen‘.
- 6 Eine Selbstdarstellung des Projekts ‚Lebensweltorientierte Soziale Arbeit‘, die auf den ersten Blick eine Ausnahme gegenüber sonst identifizierbaren ontologischen Spielarten der Argumentation zu repräsentieren scheint, findet sich im Übersichtsartikel ‚Lebensweltorientierte Soziale Arbeit‘ von Thiersch/Grunwald/Königter (2002). Hier wird – deutlich im Unterschied zu anderen Stellen – der Prozess des theoretischen Zugriffs auf den zu objektivierenden Beobachtungsgegenstand reflexiv offen gelegt. Es wird darauf hingewiesen, dass die Darstellung einer Fallgeschichte immer unter Zuhilfenahme einer theoretischen Folie geschieht, welche ‚Realität‘ nicht passiv sichtbar macht, sondern erst konstruiert. Das gelte selbstredend auch für ‚Lebensweltorientierte Soziale Arbeit‘ (vgl. ebd., S. 162). Merkwürdigerweise hält diese Klarstellung die Autoren jedoch nicht davon ab, im weiteren Verlauf des Artikels wiederum fließende Übergänge zwischen Seins- und Sollensfragen zu konstruieren und somit absolute Wahrheitsannahmen nahe zu legen (vgl. etwa a.a.O., S. 164). Dadurch scheint das Konstrukt wieder hinter den zuvor aufgestellten Anspruch zurückzufallen, demgemäß ‚Lebensweltorientierte Soziale Arbeit‘ ein kategoriales Instrument zur reflexiven Objektivierung sein sollte.
- 7 Bourdieu geht es mit dem Ausdruck ‚Objektivierung‘ nicht einfach um ein ‚Mehr an Objektivität‘. Vielmehr bezieht sich der Begriff insbesondere auf den Prozess, in dessen

Verlauf etwas zu einem Objekt von Erkenntnis wird, also auf das, was in einer klassischen Objekttheorie immer schon als ‚Ergebnis‘ vorausgesetzt wird. In den Blick gerät dabei, inwiefern sich Objekttheorie und Theorie der Erkenntnis eines Objektes wechselseitig bedingen, so dass bei der Beobachtung eines *Gegenstandes* zugleich auch auf die *Beobachtung* eines Gegenstandes reflektiert werden kann. Entsprechend betreibt Bourdieu in seinen Arbeiten fortwährend eine „Objektivierung der Objektivierung“ (vgl. hierzu insbesondere Bourdieu 1987), und zwar nicht nachträglich, sondern gleichsam vivisektiv.

- 8 Es bleibt ausdrücklich festzuhalten, dass Hans Thiersch dieses Problem (nicht nur seines eigenen) Entwurfs des Öfteren durchaus (selbst)kritisch thematisiert (vgl. etwa Thiersch 2002, S. 181 f.; Thiersch 2006, S. 60). Die Argumente, mithilfe derer das erkenntnistheoretische Problem stets im direkten Anschluss an seine Thematisierung wieder bagatellisiert wird, bleiben jedoch unklar und scheinen sich bisher eher durch eine neuerliche Flucht ins Ontologische auszuzeichnen, als durch einen erkennbaren Zuwachs an Selbstreflexivität des Konstrukts ‚Lebensweltorientierte Soziale Arbeit‘.

Literatur

- Benner, Dietrich 1991: Hauptströmungen der Erziehungswissenschaft. Eine Systematik traditioneller und moderner Theorien. 3. Auflage. Weinheim
- Böhnisch, Lothar; Schröder, Wolfgang; Thiersch, Hans 2005: Sozialpädagogisches Denken. Wege zu einer Neubestimmung, Weinheim/München
- Bourdieu, Pierre 1987: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt/Main
- Bourdieu, Pierre 1999: Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes. Frankfurt/Main
- Bourdieu, Pierre; Wacquant, Loic 1996: Reflexive Anthropologie, Frankfurt/Main
- Clam, Jean 2002: Was heißt, sich an Differenz statt an Identität orientieren? Zur De-ontologisierung in Philosophie und Sozialwissenschaft. Konstanz
- Dollinger, Bernd 2004: Strukturmerkmale sozialpädagogischen Wissens. Ein Beitrag zur historischen Rekonstruktion. In: Zeitschrift für Sozialpädagogik Nr. 2, 2. Jg., S. 120–142
- Dollinger, Bernd 2006 Die Pädagogik der sozialen Frage. (Sozial-)pädagogische Theorie vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zum Ende der Weimarer Republik. Wiesbaden
- Douglas, Mary 1991: Wie Institutionen denken, Frankfurt/Main
- Durkheim, Emile; Mauss, Marcel 1993 [1901/02]: Über einige primitive Formen der Klassifikation. Ein Beitrag zur Erforschung der kollektiven Vorstellungen. In: Durkheim, Emile: Schriften zur Soziologie der Erkenntnis. Frankfurt/Main, S. 169–256
- Elias, Norbert 1970: Was ist Soziologie? Weinheim u. a.
- Füssenhäuser, Cornelia 2006: Lebensweltorientierung in der Sozialen Arbeit, in: Dollinger, Bernd; Raitzel, Jürgen (Hg.): Aktivierende Sozialpädagogik. Ein kritisches Glossar. Wiesbaden, S. 127–144
- Füssenhäuser, Cornelia; Thiersch, Hans 2005: Theorien der Sozialen Arbeit, in: Otto, Hans-Uwe; Thiersch, Hans (Hg.): Handbuch der Sozialarbeit/Sozialpädagogik. 3. Auflage. Neuwied/Kriftel, S. 1876–1900
- Gängler, Hans 1995: ‚Die Beobachtung der Beobachter beim Beobachten ...‘. Strukturmerkmale sozialpädagogischer Theorieproduktion. In: Thiersch, Hans; Grunwald, Klaus

- (Hg.): Zeitdiagnose Soziale Arbeit. Zur wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit der Sozialpädagogik in Theorie und Ausbildung. Weinheim/München, S. 27–42
- Galuske, Michael 2002: Dienstleistungsorientierung – ein neues Leitkonzept Sozialer Arbeit? in: Neue Praxis Nr. 3, 32. Jg., S. 240–258
- Grunwald, Klaus; Thiersch, Hans 2005: Lebensweltorientierung, in: Otto, Hans-Uwe; Thiersch, Hans (Hg.): Handbuch der Sozialarbeit/Sozialpädagogik. 3. Auflage. Neuwied/Kriftel, S. 1136–1148
- Kosík, Karel 1967: Dialektik des Konkreten. Eine Studie zur Problematik des Menschen und der Welt. Frankfurt/Main
- Luhmann, Niklas 1991: Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. 6. Auflage. Opladen
- Luhmann, Niklas 1994: Gesellschaft als Differenz. Zu den Beiträgen von Gerhard Wagner und Alfred Bohnen in der Zeitschrift für Soziologie. In: Zeitschrift für Soziologie H. 6, 23. Jg., S. 477–481
- Luhmann, Niklas 1997: Die Gesellschaft der Gesellschaft. 2 Bde. Frankfurt/Main
- May, Michael 2008: Aktuelle Theoriediskurse Sozialer Arbeit. Eine Einführung. Wiesbaden
- Mollenhauer, Klaus 1959: Die Ursprünge der Sozialpädagogik in der industriellen Gesellschaft. Eine Untersuchung zur Struktur sozialpädagogischen Denkens und Handelns. Weinheim/Basel
- Mollenhauer, Klaus 1968a: Sozialpädagogik. In: Dahmer, Ilse; Klafki, Wolfgang (Hg.): Geisteswissenschaftliche Pädagogik am Ausgang ihrer Epoche – Erich Weniger, Weinheim/Basel, S. 223–230
- Mollenhauer, Klaus 1968b: Erziehungswirklichkeit. In: Dahmer, Ilse; Klafki, Wolfgang (Hg.): Geisteswissenschaftliche Pädagogik am Ausgang ihrer Epoche – Erich Weniger, Weinheim/Basel, S. 291–298
- Mollenhauer, Klaus 1998: Aktueller Nachtrag. In: Thole, Werner u. a. (Hg.): KlassikerInnen der Sozialen Arbeit. Sozialpädagogische Texte aus zwei Jahrhunderten. Neuwied u. a., S. 318–322
- Münchmeier, Richard 2007: Sozialpädagogik. In: Tenorth, Heinz-Elmar/Tippelt, Rudolf (Hg.): Lexikon Pädagogik. Weinheim/Basel, S. 676–679
- Nassehi, Armin 2006: Der soziologische Diskurs der Moderne, Frankfurt/Main
- Neumann, Sascha 2008: Kritik der sozialpädagogischen Vernunft. Feldtheoretische Studien. Weilerswist
- Neumann, Sascha; Sandermann, Philipp 2007: Uneinheitlich einheitlich. Über die Sozialpädagogik der sozialpädagogischen Theorie, in: Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit 3, S. 9–29
- Niemeyer, Christian 2003: Sozialpädagogik als Wissenschaft und Profession. Grundlagen, Kontroversen, Perspektiven. Weinheim/München
- Pankoke, Eckhardt 1977: Fortschritt und Komplexität. Die Anfänge moderner Sozialwissenschaft in Deutschland. In: Koselleck, Rainer (Hg.): Studien zum Beginn der modernen Welt. Stuttgart, S. 352–376
- Rauschenbach, Thomas; Züchner, Ivo 2005: Theorie der Sozialen Arbeit, in: Thole, Werner (Hg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. 2. Auflage, S. 139–160
- Reyer, Jürgen 2002: Kleine Geschichte der Sozialpädagogik: Individuum und Gemeinschaft in der Pädagogik der Moderne. Baltmannsweiler

- Scherr, Albert 2001: Nüchterne Analysen und engagierte Praxis. Eine Replik auf Michael Mays Kritik der ‚Luhmannisierung‘ Sozialer Arbeit. In: Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich 79, S. 63–76
- Thiersch, Hans 1978: Alltagshandeln und Sozialpädagogik, in: Neue Praxis Nr. 1, 8. Jg., S. 6–25
- Thiersch, Hans 1993: Strukturierte Offenheit. Zur Methodenfrage einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit, in: Rauschenbach, Thomas/Ortmann, Friedrich/Karsten, Maria-Eleonora (Hg.): Der sozialpädagogische Blick. Lebensweltorientierte Methoden in der Sozialen Arbeit. 2. Auflage. Weinheim/München, S. 11–28
- Thiersch, Hans 1995: Lebenswelt und Moral. Beiträge zur moralischen Orientierung Sozialer Arbeit. 2. Auflage. Weinheim/München
- Thiersch, Hans 2000: Lebensweltorientierung in der Sozialen Arbeit – als radikalisiertes Programm. Eine Skizze. In: Müller, Siegfried u. a. (Hg.): Soziale Arbeit. Gesellschaftliche Bedingungen und professionelle Perspektiven. Neuwied/Kriftel, S. 529–545
- Thiersch, Hans 2002: Positionsbestimmungen der Sozialen Arbeit. Gesellschaftspolitik, Theorie und Ausbildung. Weinheim/München
- Thiersch, Hans 2003a: Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel. 5. Auflage. Weinheim/München
- Thiersch, Hans 2003b: 25 Jahre alltagsorientierte Soziale Arbeit – Erinnerung und Aufgabe. In: Zeitschrift für Sozialpädagogik H. 2, 1. Jg., S. 114–130
- Thiersch, Hans 2006: Die Erfahrung der Wirklichkeit. Perspektiven einer alltagsorientierten Sozialpädagogik. 2., erg. Auflage. Weinheim/München
- Thiersch, Hans; Grunwald, Klaus; Köngeter, Stefan 2002: Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. In: Thole, Werner (Hg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. Opladen, S. 161–178
- Thole, Werner 2005: Soziale Arbeit als Profession und Disziplin. Das sozialpädagogische Projekt in Praxis, Theorie, Forschung und Ausbildung – Versuch einer Standortbestimmung. In: Thole, Werner (Hg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. Opladen, S. 15–60
- Wilhelm, Theodor 1974: Sozialisation und soziale Erziehung. Pädagogische Überlegungen zu einer soziologischen Leitvorstellung. In: Wurzbacher, Gerhard (Hg.): Sozialisation und Personalisation. Beiträge zu Begriff und Theorie der Sozialisation aus der Sicht von Soziologie, Psychologie, Arbeitswissenschaft, Medizin, Pädagogik, Sozialarbeit, Kriminologie, Politologie. 3., erg. Auflage. Stuttgart, S. 127–169
- Willke, Helmut 1993: Konstruktivismus und Sachhaltigkeit soziologischer Erkenntnis: Wirklichkeit als imaginäre Institution. In: Sociologia Internationalis, H. 1/2, S. 83–100

*Dr. Sascha Neumann, Universität des Saarlandes, Präsidialbüro, Campus A 23,
66123 Saarbrücken
E-mail: sascha.d.neumann@gmx.de*

*Philipp Sandermann, Freie Universität Berlin,
Arbeitsbereich Sozialpädagogik,
Arnimallee 12, 14195 Berlin
E-mail: philipp.sandermann@fu-berlin.de*

Bernd Dollinger

Sozialpädagogische Theorie zwischen Analyse und Zeitdiagnose

Zeitdiagnostik und Theoriebildung

Es dürfte Einigkeit darin bestehen, dass Theorien Sozialer Arbeit im Zeitverlauf einem vergleichsweise großen Wandel unterliegen. Überblickt man den historischen Verlauf der Positionen (vgl. etwa Niemeyer 2005; Marburger 1981; Dollinger 2006), so zeigen sich kulturelle und wissenschaftliche „Moden“, die sich in den Entwürfen niederschlagen – was sich auch für Versuche der Bestimmungen theoretischer Positionen sagen ließe. Anstelle einer kumulativen Wissensanhäufung richten sie sich auf „aktuell“ erscheinende Perspektiven und etablieren Wissen, das eng an jeweils zeitgenössische Problemerkundungen gebunden ist. Während einige Theorien auf relativ abstrakter Ebene basale Grundstrukturen sozialpädagogischer Theoriebildung herauszuarbeiten suchen und in diesem Sinne reflexiv angelegt sind, weisen andere Entwürfe ein hohes Maß an Zeitdiagnostik und -spezifik auf.

Dies ist an sich für sozialwissenschaftliche Theorien nicht verwunderlich. Nach dem „cultural turn“ sind objektivistische Theorien auf einem deutlichen Rückzug (vgl. Sack 2003), auch wenn gerade diese Wendung vor Augen führt, dass die resultierende Frage nach nicht-objektivistischen Theorievarianten ihrerseits einem zeitgebundenen Erkenntnisinteresse folgt. Man kann einer gegenwartsbedingten Perspektivität demnach nicht entkommen. Aber immerhin kann deren Bewusstheit es zulassen, selbstkritische Fragen zu stellen, die einer Aufklärung der Sozialpädagogik über ihre eigenen Wissensbedingungen dienlich sein können.

Mit Blick auf die zeitdiagnostischen Anteile theoretischen Wissens soll dies im Folgenden angedacht werden. Den Ausgangspunkt der Überlegungen bildet die Erkenntnis, dass die kulturelle Prägung theoretischer Positionen und deren Bindung an Strategien der Plausibilisierung einem „objektivistischen“ Gegenstandsbezug nicht gerecht werden. Theorien implizieren stets Legitimierungsmotoren

und perspektivische Positionen und Weltansichten, die nur in reflexiver Annäherung zu rekonstruieren sind. In ihrem Bezug auf soziale Probleme weisen Theorien ein „auch *ideologisches Engagement*“ (Zima 2004: 34) auf.

Postulate etwa einer durch Falsifikation vorangetriebenen Theoriebildung stoßen damit an Grenzen, insoweit sie Optionen einer weitgehend voraussetzungslosen Prüfung der Realität und einer durch sie möglichen Widerlegung theoretisch rückgebundener Aussagen unterstellen. Offenkundig überdauern jedoch Theorien zumindest in gewissem Ausmaß Nachweise von Inkonsistenzen und berechnete empirische Kritik. Theorien in sozialpädagogisch relevanten Bezugsfeldern sind selten derart eindeutig operationalisierbar, dass empirische Befunde tatsächlich geeignet sein könnten, ein Theoriegebäude nachhaltig zu beschädigen. Man denke exemplarisch an die triebtheoretische These einer Reduktion von Aggressivität durch deren „Ausleben“ (vgl. Nolting 1987: 175 ff.) oder Mertons Hinweis auf eine überdurchschnittliche ätiologische Belastung unterer Schichten durch Kriminalitätsneigungen, die nach heutigem Wissensstand trotz unklarer Dunkelfeldbefunde unzureichend sind (vgl. Ludwig-Mayerhofer 2000). Unabhängig von einer zumindest kritischen empirischen Befundlage existieren die beiden Theorien bzw. Theorieströmungen weiter, sie werden nach wie vor als Referenzbelege angeführt und beweisen damit, dass entsprechende Theorien kaum widerlegbar sind, solange sie plausibel wirken.

In der Sozialpädagogik gilt die Angewiesenheit auf Plausibilitätsbedingungen im hohen Maße, da Sozialpädagogik als problemorientierte und -bearbeitende Institution Akzeptabilität beanspruchen muss, um diese Position einnehmen und öffentliche sowie (sozial-)politische Unterstützung erfahren zu können. Sozialpädagogisches Wissen – in Disziplin *und* Profession – muss gleichzeitig disziplinären Bedingungen der Wissensproduktion gehorchen (vgl. Dewe/Otto 2001) und kulturellen, öffentlichen Plausibilitätskriterien genügen (vgl. Hamburger 2002). Dieser zweite Aspekt illustriert, warum immer wieder – mitunter nicht unproblematische – Zeitdiagnosen angestellt werden, um sozialpädagogisches Handeln zu legitimieren. So reicht die Ahnengalerie sozialpädagogischer Gegenwartsdiagnostik von der „sozialen Frage“, über eine angemahnte Entsittlichung der Menschen, ihre Atomisierung und krisenhafte Individualisierung, weiter zu Anomie, einer kapitalistisch bedingten Verelendung, einer systemischen Kolonialisierung, fortgeschrittener Desintegration oder radikalierter Individualisierung weiter über eine ontologische Entbettung des postmodernen Menschen bis hin zu gesellschaftlicher Entgrenzung und darüber hinaus. Die Diagnosen besitzen keine inhaltliche Gemeinsamkeit – außer, dass sie gesellschaftliche Krisenzustände unterstellen, die sich in Formen beschädigter Individualität niederschlagen und aus deren argumentativer Objektivierung spezifische Formen sozialpädagogischen Handelns als „rationale“ Gegenmaßnahmen abzuleiten sind. Es handelt sich um teilweise historisch aufeinander folgende, teilweise synchron

konkurrierende Thesen über den Zustand der Gesellschaft, aus deren Anerkennung die Übernahme der implizit kommunizierten Weltansichten und Handlungsaufforderungen folgt.

Obwohl einige der Formeln unterkomplex oder schlicht unhaltbar erscheinen, wäre es ungenügend, sie nur zu kritisieren, sondern man muss sich konstruktiv mit ihnen auseinandersetzen, um sozialen Wandel sozialpädagogisch thematisierungsfähig zu halten (vgl. Hornstein 1999). Es ist ertragreich, ihre Rolle bei der Konstitution und Kommunikation sozialpädagogischer Wissensmöglichkeiten in den Blick zu nehmen, um zu verstehen, dass Zeitdiagnosen – so die hier zu vertretende These – ein Mittel sind, um in der Auseinandersetzung „legitimer“ Positionen Theoriewandel zu realisieren und gleichzeitig kulturelle Plausibilitäten einzuholen. Es handelt sich nicht um das einzige, aber um ein wichtiges Instrument, mit dem permanente Neujustierungen sozialpädagogischen Wissens vollzogen werden und das an einer Schnittstelle zwischen disziplinären, professionellen und kulturellen sowie politischen Diskursen verortet ist. In dieser Position und Einlagerung in verschiedene Diskurse offenbaren Zeitdiagnosen grundlegende Mechanismen sozialpädagogischer Wissensproduktion.

Vorausgesetzt wird mit dieser Annäherung, dass eine Polarisierung von sozialpädagogischer Theorie und Zeitdiagnostik nicht möglich ist, da Theorien stets auch zeitdiagnostisch gerichtet sind. Zudem sind Zeitdiagnosen theoretisch „gehaltvoll“ bzw. zumindest theoretisch anschlussfähig. Theorien und Zeitdiagnosen gegeneinander auszuspielen, scheint letztlich vor allem arrivierten Positionen dazu zu dienen, potentielle „Neuankömmlinge“ zu diskreditieren. Gleichwohl sind diese tatsächlich nicht so ausformuliert, dass von einer wissenschaftlichen Theorie zu sprechen wäre, da Zeitdiagnosen nur mehr oder weniger stark mit etablierten Theorien assoziiert sind (vgl. Schimank 2000: 16). Zeitdiagnosen können aus bestehenden Theorien abgeleitet werden, während eine rein induktive, „theorielose“ Betrachtung einzelner sozialer Phänomene kaum möglich ist. Es muss also von einer Immanenz ausgegangen werden, die sich in theoretisch orientierten Zeitdiagnosen oder auch zeitdiagnostisch ausgerichteten Theorien ausdrückt und die eine völlige Trennung der beiden Wissensformen nicht zulässt.

Immanenz bedeutet allerdings nicht Identität. Eine „nur“ zeitdiagnostische Theorie ließe zentrale Regeln wissenschaftlicher Theoriebildung außer Acht, da Zeitdiagnosen spezifische Charakteristika aufweisen, die mit der Struktur und Funktion von Theorien nicht deckungsgleich sind. Münch (2004: 520) verweist am Beispiel von Entwürfen reflexiver Modernisierung auf eine für Zeitdiagnosen typische (Über-)Generalisierung empirischer Einzelbeobachtungen, die als Kennzeichen von Gesellschaften bzw. von Modernisierungsprozessen hypostasiert werden. Reckwitz (2006: 24 f.) attestiert Zeitdiagnosen eine hohe Sensibilität für gesellschaftliche Strukturbrüche, allerdings auch eine geringe Neigung,

das (vermeintlich) Neue mit bekanntem Altem abzugleichen. Schimank (2000: 14 ff.) nennt weitere Spezifika von Gegenwartsdiagnosen wie ein mittleres Abstraktionsniveau zwischen „Großtheorien“ und (national- oder ereignis-)spezifischen Entwürfen, ein relativ hohes Maß an Spekulation und intendierter Eigen-Plausibilisierung, ein Moment gesellschaftsbezogener Kritik und Krisendarstellung, ein damit verbundenes Insistieren auf Handlungsdruck, eine Neigung zu Werturteilen und Vereinfachungen komplexer Zusammenhänge. Einige dieser Aspekte, zumal die spekulativen Tendenzen und die empirisch ungesättigte Selbst-Legitimierung, scheinen zumindest kritikwürdig zu sein und ranghohen Reflexionsbedarf anzuzeigen. Gleichzeitig zeigt Schimanks Andeutung, die Diagnosen leisteten einen „zunehmend wichtig gewordenen Beitrag“ (ebd.: 17) zur Aufklärung der Gesellschaft über sich selbst, dass es ungenügend wäre, nur bei einer Kritik zu verharren. Zeitdiagnosen können nützlich sein, um veränderte Wissensbedingungen und Handlungsgrundlagen aufzuzeigen und neuartigen Plausibilitätsstrukturen nachzugehen. Dies gilt auch für die Sozialpädagogik.

Umgekehrt wäre es aber ebenfalls unbefriedigend, Zeitdiagnosen in der Sozialpädagogik als funktionale Notwendigkeiten abzuhandeln. Mitunter sind Zeitdiagnosen einseitig und widersprechen den Forderungen analytischer Selbstkritik, so dass eine kritische Erörterung erfolgen muss. Angesichts eines überbordenden Angebotes entsprechender Diagnosen und ernüchternder Erfahrungen mit zumindest einigen von ihnen (vgl., am Beispiel der Theorien reflexiver Modernisierung, Baader 2004), ist in Rechnung zu stellen, dass in der Sozialpädagogik ein höheres Maß an Skepsis und Selbstkritik benötigt wird, als es derzeit anzutreffen ist, und zwar im „Mainstream“ wie auch in den sich „kritisch“ verstehenden Theorievarianten. Die teilweise vorherrschende Sorglosigkeit im Umgang mit Zeitdiagnosen lässt es angeraten erscheinen, eine grundlegende Skepsis ihnen gegenüber zu fordern, selbst wenn diese nicht die Absicht verfolgen kann, Zeitdiagnosen zu verhindern oder per se diskreditieren zu wollen. Letztlich scheint beides wichtig, ihre Anerkennung und ihre kritische Aufarbeitung.

Einige Funktionen sozialpädagogischer Zeitdiagnosen

Nach den Hinweisen auf allgemeine Charakteristika sozialwissenschaftlicher Zeitdiagnosen, die auch für die Sozialpädagogik gelten, kann spezifischer nachgefragt werden, um ihre Rolle in der Sozialpädagogik weiter zu klären. Eine Wissenschaft wie die Sozialpädagogik, in der „das Verhältnis des Individuums zur sozialen Welt in den Vordergrund“ (Hamburger 2003: 15) rückt und dies in der Regel „auf soziale Probleme“ (ebd.: 17) verweist, muss die Relationen interpersoneller Beziehungen stets neu aufnehmen und hinterfragen. Es nimmt deshalb kaum Wunder, dass die Sozialpädagogik hochgradig zeitdiagnostisch geprägt ist.

Interessant ist bezüglich dieser Anforderung, dass in sozialpädagogischen Theorien in hohem Maße die Tendenz vorherrscht, *reaktiv* zu argumentieren, d. h. soziale Krisen als gegebene Tatsachen zu unterstellen, gegen die sozialpädagogisches – und vor allem: stets *neues* – Wissen und sozialpädagogische Handlungsoptionen benötigt werden (zu Nachweisen im historischen Diskurs vgl. Dollinger 2006). Eine derartige Argumentationsrichtung besitzt offensichtliche Vorteile, aber sie scheint in verschiedener Hinsicht auch überdenkenswert.

Zunächst fällt auf, dass infolge der reaktiven Positionierung sozialpädagogischen Wissens Objektivierungen des sozialen Lebens unvermeidbar sind. Man verbleibt in der Tradition Durkheims, denn „das“ Soziale tritt als krisenhaft gestörte Objektivität auf. Es scheint vorrangig Bedarf zu bestehen, die spezifische Art einer vorherrschenden Anomie zu klären, anstatt zu fragen, welche Voraussetzungen, Interessen, Normalitätserwartungen und Menschenbilder in ihre Diagnostik einfließen und welche Rolle der Sozialpädagogik hierbei zukommt. Auch reflexive und analytische Kompetenzsteigerungen werden der Sozialpädagogik mitunter vor dem Hintergrund „objektiv“ gegebener sozialer Krisen und Veränderungen anempfohlen. Als *Gegen-Handlung* und *Gegen-Wissen* scheint die Sozialpädagogik dabei ohne eigene Interessen und Perspektiven zu sein, da sie lediglich expliziert, was an Problemen zu skandalisieren und an sinnhaften Interventionen einzulösen ist.

In diesem Kontext ist es nicht verwunderlich, warum *Pestalozzi* zur „Mutter aller Schlachten um die Sozialpädagogik“ (Niemeyer 2005: 19) werden konnte, denn er vermittelte genau diesen Anschein einer selbstlosen Sorge in Anbetracht gesellschaftlich hereinbrechender Krisen: Er trat als altruistischer Helfer auf, der gegen alle Widerstände im Dienst der Heranwachsenden und in deren ausschließlichem Interesse tätig wurde. Sein Scheitern in praktischer Hinsicht dürfte dabei weniger ein Malus denn ein Symptom der Situation sein, in der sich die Sozialpädagogik gegenüber anomischen gesellschaftlichen Strukturbedingungen sieht. Insofern Sozialpädagogik mit Subjekten und deren „Erziehung“ bzw. „Bildung“ befasst ist, muss sie in Kauf nehmen, die basalen Bedingungen, die für die angemahte soziale Beschädigung von Subjektivität verantwortlich zeichnen, nicht grundlegend aufheben zu können.

Die aus dieser Argumentation resultierende Lage ist paradox: Einerseits scheint die Gesellschaft in einer „Dauerkrise“ (Böhnisch et al. 2005: 103) befindlich zu sein, die sich andererseits immer neu stellt. Die Dauerkrise verlangt Zuspitzungen, Radikalisierungen, noch tiefergehende Enttraditionalisierungen, fundamentalere Entbettungen usw. Nur mit Hilfe solcher Dramatisierungen kann die Sozialpädagogik aus ihrer paradoxen argumentativen Lage befreit werden: Die Behauptung einer permanenten anomischen gesellschaftlichen Konstellation erlaubt es zwar, die Sozialpädagogik als soziale Institution mit dauerhafter Legi-

timität auszustatten, wenn es gelingt, die „Qualität“ der Krise als (sozial-)pädagogische Aufforderungsstruktur zu konzipieren. Aber diese Krisenunterstellung muss die Frage nach sich ziehen, warum die Gegenmittel bislang nicht erfolgreich waren. Mittel, die gegen soziale Probleme eingebracht werden, unterliegen der Gefahr, verschlissen zu werden. Faktisch werden die meisten Probleme moderner Gesellschaften nicht gelöst. Vielmehr resultieren aus Interventionen in komplexe Zusammenhänge neue Folgeprobleme (vgl. Nedelmann 1986), so dass von einer langfristigen Persistenz sozialer Probleme auszugehen ist. Wenn die Sozialpädagogik demnach mit dem Anspruch aufwartet, eine rationale personenbezogene Form der Krisenlösung darzustellen, so muss sie – v.a. angesichts eines im 20. Jahrhundert deutlich angewachsenen Personalbestandes (vgl. Rauschenbach 1999: 35 ff.) – in der Lage sein auszuweisen, weshalb es *nicht* in ihrer Verantwortung liegen kann, die von ihr thematisierten Krisen zu beheben (wohl aber, sie zu bearbeiten). Sie verfolgt Problemdefinitionen, die auf sie verweisen, ohne sie für Lösungen verantwortlich zu machen. Die Sozialpädagogik benötigt Differenzen, die zwischen beiden Aspekten glaubhaft zu vermitteln in der Lage sind.

Dies veranschaulicht die besondere Angewiesenheit der Sozialpädagogik auf eine sukzessive dramatisierte Zeitdiagnostik; Behauptungen sozialer Zäsuren erlauben den argumentativen Balanceakt zwischen der Legitimierung eigener Zuständigkeit für Problembearbeitungen und dem fehlendem Potential, hierbei erfolgreich zu sein. Angesichts der Enttäuschung selbst geweckter Hoffnungen ist es kein Wunder, wenn aus sozialpädagogischer Sicht beharrlich auf historische Brüche, auf neuartige gesellschaftliche Formationen oder Regimes insistiert wird. Unabhängig von der Frage, ob dies in „objektivistischem“ Sinne „richtig“ ist oder nicht, werden damit soziale Konstellationen theoretisiert, von denen – wie es die „Deutsche Schule“ (1902: 766) pointiert formulierte – „unsere Vorfahren [...] keine Ahnung hatten.“ Da sie scheinbar „keine Ahnung“ hatten, konnten sie höchstens relevante Aspekte markieren, aber keine für aktuelle Situationen gültigen Stellungnahmen artikulieren. In *dieser* Hinsicht muss die Sozialpädagogik ein Problem mit ihrer Vergangenheit haben, während umgekehrt etwas über die Mechanismen ihrer von Zeitdiagnosen abhängigen Wissensproduktion und Wissensvoraussetzungen gerade aus der Geschichte gelernt werden kann.

Für die Sozialpädagogik maßgebliche Funktionen von Zeitdiagnosen ergeben sich unmittelbar aus dieser Besonderheit eines programmatischen Bruchs mit früheren Positionsbestimmungen. Er suspendiert insbesondere die Frage nach der Kontinuität von Problemlagen und problembezogenen Bearbeitungsformen und führt eine krisenorientierte, sozialobjektivierende Zeitperspektive ein: Problembearbeitung scheint in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft nötig; die Zukunft aber tritt nicht als bessere Gesellschaft ein, sondern als Extremisierung von Problemen und als Deprivation vergangener Risikolagen, deren genauere

Analyse hinfällig zu sein scheint, während neuerliche Anläufe der Problemrevision nötig werden. Als problembearbeitende Instanz negiert sich die Sozialpädagogik damit selbst, um sich neu hervorzubringen. So statten die Zeitdiagnosen die Sozialpädagogik, im gelingenden Fall, mit kultureller Legitimität aus, sie erlauben die Ausfechtung konkurrierender Theorieoptionen unter Einbeziehung einer Deutung aktueller Handlungserfordernisse, sie situieren sozialpädagogisches Wissen im öffentlichen Raum, sie weisen „rationale“ Handlungsformen aus, sie kritisieren eingeschliffene Deutungen, sie drängen auf Innovationsbedarf u. a. m.

Nicht zu vergessen ist aber der Preis des damit beschrittenen Weges, denn Zeitdiagnosen sind keine selbstkritischen Analysen. Sie weisen nicht nur weg von einer genauen Aufarbeitung historischer Positionen und Positionsbestimmungen und entheben die Sozialpädagogik tendenziell ihrer Geschichte. Genauso wichtig ist ihre Abhängigkeit von Weltansichten und normativen Vorentscheidungen, die erst mehr oder weniger mühsam rekonstruiert werden müssen. Schimank (2000: 17) spricht dies als „unverkennbaren spekulativen Überhang“ von Zeitdiagnosen an. Insofern Rekonstruktionsarbeit in den Diagnosen in der Regel nicht angestrebt wird – sie wollen im Gegenteil eine spezifische Sicht der Gegenwart plausibilisieren –, muss eine disziplinäre Kultur der Skepsis etabliert werden, die in der Sozialpädagogik bislang zumindest noch nicht vollständig entwickelt scheint. Es ist erforderlich, eine sehr viel radikalere Skepsis, als sie bisher verbreitet ist, zu institutionalisieren, und dies vor allem mit Blick auf die impliziten Prämissen und Folgewirkungen von Zeitdiagnostiken sowie auf die ihnen inhärenten normativen Grenzziehungen legitimen und illegitimen Verhaltens. Wie Groenemeyer (2007) konstatiert, folgen beispielsweise die neueren Formeln eines „Risikoverhaltens“ oder „antisozialer“ Verhaltenstendenzen tradierten Unterscheidungen von Devianz und Normalität. Solange diese teilweise unkenntlichen Grenzbestimmungen kulturelle und wissenschaftliche Diskurse prägen, besteht die Gefahr, dass an sie anknüpfende Zeitdiagnosen partikulare Interessen generalisieren und in Abhängigkeit von Commonsense-Argumentationen Erwartungshorizonte schaffen, die an die von der Sozialpädagogik unterstützten Personenkreise ohne eigenständige sozialpädagogische Analyse adressiert werden.

Dies besitzt eine besondere Implikation, denn aus sozialen Krisendiagnosen kann vergleichsweise leicht eine Drohung mit den gesellschaftlich Bedrohten werden. So wird aus Anomietheorien deduziert, es sei von Sozialisierungsschäden und stresshaften Überforderungen der Menschen auszugehen. Dies geschieht im Rahmen des Versuchs, sozialpädagogische Zugänge zu ermöglichen und zu öffnen, aber es bleibt bei der Botschaft sozialisierungsgeschädigter, überforderter AdressatInnen (vgl. Kappeler 2007). Wie mit diesen verfahren wird, liegt vielfach nicht in der Hand der Sozialpädagogik selbst. Die subjektive Sinnhaftigkeit und Bedeutung von Handlungsformen, die als deviant eingeschätzt werden, kom-

men nur partiell in den Blick, wenn sie als letztlich irrationale Reaktionen auf gesellschaftlich induzierten Stress wahrgenommen werden. Im Gegenteil: „Objektive“ Gesellschaftskrisen werden mit einem eingeschränkten individuellen Verhaltensraum assoziiert, was vordergründig plausibel wirken mag, da zwei kulturell negativ erachtete Sachverhalte in kausale Relation gestellt werden. Insofern soziale Probleme und Krisenzustände aber nicht wertneutral objektiviert werden können und Problemerkklärungen von einer impliziten „ideologischen Prämisse“ (Edelman 1988: 179) abhängen, wird in die Kausaldeutung eine perspektivische Gegenwartsinterpretation eingelagert.

Anomietheoretische Hinweise auf schwindende solidarische Bindungen oder andere Negativerscheinungen modernen Lebens müssen vor diesem Hintergrund in den Blick nehmen, dass sie AdressatInnen Sozialer Arbeit gerade dann zur Disposition punitiver Zugriffe stellen, wenn die entsprechenden Zeitdiagnosen zutreffen. Eine Befürwortung helfender statt strafender Zuwendungen dürfte nicht zu mobilisieren sein, wenn die Prämissen einer ent-solidarisierten Gesellschaft richtig sein sollten. Dies illustriert die Ambivalenz von Gegenwartsdiagnosen, die mitunter vorschnell und sehr pointiert komplexe Soziallagen thematisieren, vielfältige Arten individueller Handlungsmöglichkeiten auf ein kleines Spektrum (devianter) Verhaltensweisen einschränken und diese als Symptome einer gesellschaftlichen Krise markieren.

Lektionen

Wählt man als Referenzpunkt die Magersche Begriffsprägung im Jahre 1844, so liegen derzeit über einen Zeitraum von über eineinhalb Jahrhunderten Erfahrungen mit sozialpädagogischen Zeitdiagnosen vor. Sie können genutzt werden, um die Nebenfolgen entsprechender Stellungnahmen zu erschließen, um ihre impliziten Gehalte bewusst zu machen und die Normalitätshorizonte zu analysieren, mit denen die AdressatInnen sozialpädagogischer Leistungen durch kulturell verbreitete Gegenwartsdeutungen konfrontiert werden. So ist z. B. in Rechnung zu stellen, dass Prozesse einer selbsterfüllenden Prophezeiung generiert werden können, wenn sozialwissenschaftliches Wissen mit kulturell verfügbaren und plausiblen Interpretationen modernen Lebens angereichert und dabei auf aktuelle Gefährdungszustände aufmerksam gemacht wird (vgl. Schimank 2000: 18). Es ist etwa zu fragen, ob die breite Adaption der neueren Individualisierungstheorien in der Rückschau nicht den Eindruck unterstützte, der Einzelne müsse ohne solidarische Beziehungen auskommen und sein Leben nach der vermeintlichen Erosion gesellschaftlicher Makrofigurationen im Stile eines selbstverantwortlichen „Selbst-Unternehmers“ führen. Die empirische Basis dieser Auslassungen war schon immer schwach (vgl. Burkart 1994; Friedrichs 1998; Friedrichs

et al. 1998; Geißler 1996), aber je mehr Interpretieren ihr folgten, desto eher musste es plausibel wirken, aus dieser putativ „objektiven“ Diagnose die „rationalen“ Schlüsse zu ziehen. Ein stärker entwickeltes Bewusstsein um die Virulenz solidarischer Bindungen, um die faktische Anerkennung sozialpolitischer Sicherungsmaßnahmen in der Bevölkerung und um die Wirkmächtigkeit sozialer Ungleichheiten auf kollektive und individuelle Optionen der Lebensführung hätte es zumindest erschwert, sozialpolitische Reformen durchzuführen, die von einem singulären, von solidarisch vermittelten Ressourcen relativ unabhängigen Einzelnen ausgehen.

Dies bedeutet nicht, die sozialpädagogischen Zeitdiagnosen hätten entsprechende Maßnahmen verursacht. Aber es ist zu bedenken, welche Folgen mehr oder weniger unkritisch adaptierte Zeitdiagnosen nach sich ziehen können, und wie sie selbst im wissenschaftlichen Diskurs ohne die erforderliche Abschätzung der tatsächlichen Argumentationsbasis mitunter reproduziert werden. Die Tatsache sozialen Wandels ist dabei offenkundig vorauszusetzen. Aber es macht einen Unterschied, ob er vorsichtig, selbstkritisch und eingedenk der Nebenfolgen der jeweils gezogenen Schlüsse und Formgebungen analysiert wird, oder ob er zeitdiagnostisch-spekulativ diagnostiziert, mit einem Krisenjargon unterlegt und in möglicherweise blumiger Sprache der kritischen Antwort entzogen wird.

Welche Forderungen sind also aufzustellen? Man wird zunächst ein hohes Maß an sozialpädagogischer Selbstreflexivität postulieren müssen. Es bedarf wissenschaftstheoretischer Analyse Momente, die in die sozialpädagogische Theorie- und Wissensproduktion und deren Rekonstruktion einzulagern sind. Theoriebildung ähnelt derzeit z.T. Versuchen der zeitdiagnostisch Plausibilisierung und Legitimierung einzelner Positionen und Handlungsmöglichkeiten, ohne die Ambivalenzen und Folgewirkungen, insbesondere für die adressierte Klientel, in den Blick zu nehmen. Ob Zeitdiagnosen aber den AdressatInnen sozialpädagogischer Leistungen nützen, ist fraglich, denn zunächst suchen sie spezifische sozialpädagogische Wissensformen als solche zu stützen. Gerade dies macht sie im Theoriediskurs attraktiv – und auch hartnäckig. Reflexivität kann letztlich nur gegen die immanente Logik von Zeitdiagnosen etabliert werden, da sie sich durch emphatische und spekulativ angereicherte Versuche auszeichnen, „Neues“ und Krisenhaftes auszuweisen. Die damit ausgedrückten Handlungsaufforderungen widersprechen dem Zeit- und Reflexionsbedarf gewissenhafter Analyse. Dennoch ist eine Selbstbeschränkung angezeigt; sie kann auf mehreren Wegen eingebracht werden:

Zunächst können empirische Nachweise nicht außer Acht gelassen werden. Behauptungen einer Auflösung sozialer und familialer Bindungen, einer Entmoralisierung des Zusammenlebens, eines Endes der Arbeitsgesellschaft – um die drei wichtigsten Foki sozialpädagogischer Krisendiagnosen zu nennen – bedürfen gehaltvoller empirischer Überzeugungsarbeit. Solange sie nicht erbracht ist, ist

es angezeigt, spezifischere Analysen zu verfolgen, die von *Veränderung und Kontinuität* ausgehen und die jeweiligen Teilgruppen konturieren können, die von Wandel in besonderem Maße betroffen sind.

Wie oben geschildert, tangieren empirische Analysen Zeitdiagnosen aber stets nur partiell. Burkart (1998: 128) formuliert bezüglich neuerer Individualisierungsthesen, es werde ähnlich einem Chamäleon bei empirischer Gefahr schlicht „die Farbe gewechselt“. Deshalb mag ergänzend zur Forderung nach empirischer Anschlussfähigkeit und Prüfbarkeit als Mindestforderung ein kritisches Bewusstsein um die kommunizierten Menschen- und Ordnungsbilder hilfreich sein, um eine gewisse Beschränkung emphatischer Diagnosen zu erreichen. Trends können benannt und sozialer Wandel thematisiert werden, aber sie sind als solche zu kennzeichnen und in ihrem Wirkungskreis zu bestimmen. Dies verlangt ein Kleinarbeiten globaler Diagnosen, ihre nähere Spezifizierung und Kontrastierung durch alternative Befunde, um „blinde Stellen“ und Prämissen zu explizieren. Es werden Selbstkritik und mühevollen Analysen erforderlich, aber die wissenschaftliche Redlichkeit entsprechender Ausführungen wird erhöht. Nebenfolgen von Zeitdiagnosen wie eine unbewusste Diskreditierung subjektiver Handlungsausrichtungen der AdressatInnen kämen konturschärfer in den Blick, wenn Argumentationsprämissen verdeutlicht würden.

Eine weitere Forderung verweist auf die Thematisierung der Rolle der Sozialpädagogik in der diskursiven Konstitution sozialer Lebensbedingungen. Im zeitdiagnostischen Rahmen schaffen sich sozialpädagogische Theorien die Art von Gesellschaft, gegen deren Krise sie antreten. Eine Entdinglichung des Sozialen bleibt damit in der Sozialpädagogik grundlegend restringiert: Es ist zwar zeitdiagnostisch anschaulich zu machen, dass spezifisch ausgerichtete, flexible soziale Räume zu etablieren sind, die Möglichkeiten der Selbst-Bildung und der Revision beschädigter Subjektivitäten gegen aktuelle gesellschaftliche Missstände einbringen. Die Kehrseite dieser Räume aber bleibt häufig eine objektivistische Krisenunterstellung, die als argumentative Basis dafür fungiert, „pädagogische“ Räume einzufordern. Es tritt eine Polarisierung eines krisenhaften und eines friedliche(re)n sozialen Ortes auf. Polarisierungen wie diese ermöglichen aufgrund ihrer impliziten Normativität plausible Selbstpositionierungen: Dort steht eine krisenbedrängte Gesellschaft, hier der geschützte sozialpädagogische Raum; dort eine traditionsgebundene (Vor-)Moderne, hier eine krisenhafte (Post-, oder Zweite) Moderne; dort eine kolonialisierende Welt des Systems, hier eine zu schützende Lebenswelt; dort eine anomische Gesellschaft, hier ein Subjekt in seinen Anstrengungen der Lebensbewältigung. Ohne Zweifel bereitet es „Schwierigkeiten, nicht oppositional zu denken“ (Balzer 2006), aber es verspricht Erkenntniszugewinn. Er kann erwartet werden, wenn Polarisierungen aufgebrochen – was nicht heißt: aufgehoben – werden und ihre kulturelle Einbettung reflektiert wird.

Bei der Frage nach der Perspektivität sozialpädagogischer Zeitdiagnosen ist zu dem Punkt zurückzukehren, an dem Polarisierungen wie die genannten aufgestellt und mit Plausibilität ausgestattet werden. Es bedarf der Frage nach dem interessenspezifischen „Sinn“ und der Herkunft entsprechender Wissensbestände. Zeichnen sich Zeitdiagnosen durch Momente der Simplifizierung, der Spekulation und der Überzeichnung partikularer Trends aus, so muss sichtbar gemacht werden können, welchen sozialmoralischen Ursprung sie besitzen und welche impliziten Normalitätsvorschriften sie zum Nutzen welcher Gruppen verfolgen. Eine gegen zeitdiagnostische (Schein-)Evidenzen gerichtete Analyse muss sich demnach einem Theorietypus verpflichtet fühlen, der, soweit möglich, nicht-objektivistisch verfährt, der Kontingenzen als solche benennt und nach basalen Wissensoptionen fragt (vgl. Dollinger 2008). Suchen zeitdiagnostische Krisenappellationen sozialpädagogische Handlungsfelder unter Hinweis auf überforderte Subjektivität im Kontext radikalierter Modernisierung zu legitimeren, so muss eine analytische Position erörtern, woher dieses Wissen stammt, wem es nützt und wer mit welchen Folgen auf diese Weise adressiert wird. In anderen, kurzen Worten: Es ist Bedarf vorhanden, ein Mehr an Machtanalyse, Wissenssoziologie und Wissenschaftstheorie in der sozialpädagogischen Theoriebildung zu verankern.

Literatur

- Baader, Meike Sophia 2004: Modernisierungstheorien in der Diskussion. In: Zeitschrift für pädagogische Historiographie. 10. Jg. S. 16–21
- Balzer, Nicole 2006: Von den Schwierigkeiten, nicht oppositional zu denken: Linien der Foucault-Rezeption in der deutschsprachigen Erziehungswissenschaft. In: Ricken, Norbert; Rieger-Ladich, Markus (Hg.): Michel Foucault: Pädagogische Lektüren. Wiesbaden. S. 15–35
- Böhnisch, Lothar; Schröder, Wolfgang; Thiersch, Hans 2005: Sozialpädagogisches Denken: Wege zu einer Neubestimmung. Weinheim/München.
- Burkart, Günter 1994: Die Entscheidung zur Elternschaft: Eine empirische Kritik von Individualisierungs- und Rational-Choice-Theorien. Stuttgart
- Burkart, Günter 1998: Individualisierung und Elternschaft. Eine empirische Überprüfung der Individualisierungsthese am Beispiel USA und ein Systematisierungsvorschlag. In: Friedrichs, Jürgen (Hg.): Die Individualisierungsthese. Opladen. S. 107–141
- Dewe, Bernd; Otto; Hans-Uwe 2001: Wissenschaftstheorie. In: Otto, Hans-Uwe; Thiersch, Hans (Hg.): Handbuch Sozialarbeit/Sozialpädagogik: 2. Aufl. Neuwied/Kriftel. S. 1966–1979
- Die Deutsche Schule 1902. 6. Jg. (Hg. von Robert Rissmann)
- Dollinger, Bernd 2006: Die Pädagogik der sozialen Frage. Wiesbaden
- Dollinger, Bernd 2008 (in Druck): Reflexive Sozialpädagogik. Struktur und Wandel sozialpädagogischen Wissens. Wiesbaden.

- Edelman, Murray 1988: Die Erzeugung und Verwendung sozialer Probleme. In: Journal für Sozialforschung. 28. Jg. S. 175–192
- Friedrichs, Jürgen (Hg.) 1998: Die Individualisierungsthese. Opladen
- Friedrichs, Jürgen; Lepsius, M. Rainer; Mayer, Karl-Ulrich (Hg.) 1998: Die Diagnosefähigkeit der Soziologie. Sonderheft 38 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Wiesbaden
- Geißler, Rainer 1996: Kein Abschied von Klasse und Schicht. Ideologische Gefahren der deutschen Sozialstrukturanalyse. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 48. Jg. S. 319–338
- Groenemeyer, Axel 2007: Gibt es eigentlich noch abweichendes Verhalten? Krisendiagnosen in Soziologie und Kriminologie. In: Kriminologisches Journal. 39. Jg. S. 162–184
- Hamburger, Franz 2002: Soziale Arbeit und Öffentlichkeit. In: Thole, Werner (Hg.): Grundriss Soziale Arbeit. Opladen. S. 755–777
- Hamburger, Franz 2003: Einführung in die Sozialpädagogik. Stuttgart
- Hornstein, Walter 1999: Erziehung und sozialer Wandel – Brennpunkte sozialpädagogischer Forschung, Theoriebildung und Praxis. Eine Einführung in die Thematik des Beihefts. In: Zeitschrift für Pädagogik. 39. Beiheft. S. 7–14
- Kappeler, Manfred 2007: Du sollst selbständig werden! – aber bitte so, wie es sich gehört. In: Dollinger, Bernd; Schmidt-Semisch, Henning (Hg.): Sozialwissenschaftliche Suchtforschung. Wiesbaden. S. 289–307
- Ludwig-Mayerhofer, Wolfgang 2000: Kriminalität. In: Allmendinger, Jutta; Ludwig-Mayerhofer, Wolfgang (Hg.): Soziologie des Sozialstaats. Weinheim/München. S. 321–350
- Marburger, Helga 1981: Entwicklung und Konzepte der Sozialpädagogik. 2. Aufl. München.
- Münch, Richard 2004: Soziologische Theorie. Bd. 3: Gesellschaftstheorie. Frankfurt a.M.
- Nedelmann, Birgitta 1986: Soziale Probleme und Handlungsflexibilität. In: Oppl, Hubert; Tomaschek, Arnold (Hg.): Soziale Arbeit 2000: Soziale Probleme und Handlungsflexibilität: Entwürfe für berufliches Handeln. Freiburg i.Br. S. 13–42.
- Niemeyer, Christian 2005: Klassiker der Sozialpädagogik. 2. Aufl. Weinheim/München
- Nolting, Hans-Peter 1987: Lernfall Aggression. Reinbek bei Hamburg
- Rauschenbach, Thomas 1999: Das sozialpädagogische Jahrhundert. Weinheim/München
- Reckwitz, Andreas 2006: Das hybride Subjekt. Weilerswist
- Sack, Fritz 2003: Akteursmodelle in den Sozialwissenschaften. In: Kunz, Karl-Ludwig; Besozzi, Claudio (Hg.): Soziale Reflexivität und qualitative Methodik: Zum Selbstverständnis der Kriminologie in der Spätmoderne. Bern u. a. S. 73–117
- Schimank, Uwe 2000: Soziologische Gegenwartsdiagnosen – Zur Einführung. In: Schimank, Uwe; Volkmann, Ute (Hg.): Soziologische Gegenwartsdiagnosen I: Eine Bestandsaufnahme. Opladen. S. 9–22
- Zima, Peter V. 2004: Was ist Theorie? Tübingen/Basel

*PD Dr. Bernd Dollinger, PH Freiburg, Abteilung Sozialpädagogik,
Kunzenweg 21, 79117 Freiburg
E-mail: bernd.dollinger@ph-freiburg.de*

Holger Ziegler

Kleine Verteidigung ontologischer Theorien in der Sozialen Arbeit¹

Diesem kurzen Beitrag geht es darum, eine ontologische Perspektive im sozialwissenschaftlichen und sozialpädagogischen Denken mit zwei Argumenten zu verteidigen: Erstens, weil sie wissenschaftstheoretisch richtig und zweitens, weil sie für die Soziale Arbeit – als zugleich wissenschaftlich und politisch-moralisch betriebenes Projekt – notwendig ist.

Wahrheit, Bullshit und die Frage nach der Ontologie

ProduzentInnen von „Bullshit“, so argumentiert Harry Frankfurt in einem gleichnamigen Essay, seien keine LügnerInnen. Denn die LügnerIn „reagiert auf die Wahrheit und zollt ihr zumindest in diesem Umfang Respekt“ (Frankfurt 2006: 63). BullshitterInnen hingegen würden einen Bezug zur Wahrheit – und sei es nur in Form ihrer Negation – erst gar nicht herstellen. Ihr Verhältnis zur Wahrheit oder zur Lüge zeichne sich durch Indifferenz aus. Dem Bullshitter sei es „gleichgültig, ob seine Behauptungen die Realität korrekt beschreiben. Er wählt sie einfach so aus oder legt sie sich so zurecht, dass sie seiner Zielsetzung entsprechen“ (Frankfurt 2006: 63). In seinem Folgewerk „Über die Wahrheit“ macht Frankfurt auf den bemerkenswerten Umstand aufmerksam, „dass es zwar niemandem irgendwelche Mühe macht zu erkennen, dass es allenthalben reichlich Bullshit gibt, dass es sich aber ziemlich viele Menschen hartnäckig einzugehen weigern, dass es – und sei es auch nur im Prinzip – so etwas wie Wahrheit geben könnte“ (Frankfurt 2007: 11). Frankfurt (2007: 13) besteht nun darauf, dass es eine bedeutungsvolle und lohnende Unterscheidung gäbe, „die zwischen dem, was wahr ist und dem was falsch ist, zu treffen wäre“.

Es spricht auch hinsichtlich der sozialpädagogischen Theoriebildung einiges dafür, Frankfurts Position wenigstens bis zu einem gewissen Grad zu folgen. Sozialpädagogische Theoriebildung sollte – und sei es auch nur im Prinzip – versuchen, gewisse Kriterien bereitzuhalten, um Bullshit zumindest gelegentlich zu erkennen. Dieser Versuch, so mein Argument, setzt eine ontologische Perspektive voraus.

Frankfurt erweist sich dadurch, dass er auf die Möglichkeit und Sinnhaftigkeit der Unternehmung hinweist, Aussagen das Adjektiv ‚wahr‘ im Gegensatz zu ‚falsch‘ zuzuweisen, als „ein Beobachter [der] mit der Unterscheidung Sein/Nicht-Sein operiert und mit dieser Unterscheidung das bezeichnet, was er für relevant [...] hält“ (Luhmann 1990: 288). Für Niklas Luhmann soll genau dies ‚Ontologie‘ heißen – und ontologisches Denken lehnt Luhmann als ‚alteuropäisch‘ ab.

Es gibt gute Gründe, ontologischen, d. h. mit Wesens-, Substanz- oder Dingbegriffen operierenden Theorien skeptisch zu begegnen. Ontologische Perspektiven scheinen atavistisch. Ihnen haftet der Geruch platonischer oder scholastischer Wesensmetaphysik an. Sie stehen unter Verdacht, normativ-teleologische Bestimmungen einer dem Menschen eigentümlichen dispositionalen Anlage und Natur zu formulieren und davon abgeleitet ein allgemein verbindliches, wahres und gutes menschliches Leben festzulegen (vgl. Quante 2006).

In erziehungswissenschaftlichen Kontexten finden sich solche normativ-teleologischen Formulierungen vor allem im Kontext einer sogenannten geisteswissenschaftlichen Pädagogik (vgl. Oelkers/Steckmann/Ziegler 2008). Sozialwissenschaftliche und hierbei insbesondere marxistisch inspirierte KritikerInnen dieser Pädagogik setzen nicht zuletzt an solchen metaphysischen Wendungen mit ihrer Ideologiekritik an (vgl. Oelkers/Steckmann/Ziegler 2008). Gleichwohl bedeutet auch eine sozialwissenschaftliche Wende nicht unbedingt eine Abkehr von ‚ontologischem‘ Denken. So basiert beispielsweise Marxens Theorie wesentlich auf ‚ontologischen‘ Prämissen. Um dies zu konstatieren, muss man nicht Karl Popper – der beileibe *kein* ‚post-ontologischer‘ Theoretiker ist – folgen, wenn er die Marxsche Geschichtsphilosophie als „essentialistische oder metaphysische Theorie“ (Popper 2003: 203) denunziert und in der „Unterscheidung zwischen einer verborgenen wesentlichen oder wahren Realität und einer zufälligen oder trügerischen Erscheinung“ den „Einfluß des Platonischen Idealismus“ (Popper 2003: 206) sehen will. Vor allem Georg Lukács (1972) hat luzide herausgearbeitet, dass es gerade die philosophisch-wissenschaftliche Ontologie der Marxschen Theorie sei, die es ermögliche, die „Gegensätze der kapitalistischen Gesellschaft ans Tageslicht“ zu bringen und „den realen Spielraum für die reale Praxis“ aufzuzeigen. Ideologiekritik aus dieser Warte ist ohne Ontologie gar nicht zu denken. Wenn man nicht von Klassenstrukturen oder Geschlechter*verhältnissen* als einer objektiven sozialen Realität ausgeht, wäre in der Tat schwer zu sehen, warum sich kritische Wissenschaftstraditionen auf eine Veränderung gesellschaftlicher Konstellationen richten sollten. Mit Blick auf eine allgemeinere materialistische Perspektive formuliert: Gäbe man die Annahme vollständig auf, dass so etwas wie ‚die Welt‘ – oder wahlweise ‚die Realität‘, ‚das Universum‘ und andere emergente Phänomene – (logisch) auch unabhängig davon gibt, wie wir sie (ideologisch oder ‚nicht-ideologisch‘) wahrnehmen, wäre die Positionen eines „reinen Idealismus“ (Albert 1996: 22) die einzig verbleibende Alternative.²

Aber nicht nur materialistische Perspektiven basieren auf ontologischen Prämissen. Auch die nicht- und antimarxistischen Klassiker der Soziologie haben keinen Bruch mit einem ontologischen Denken vollzogen. Emile Durkheim beispielsweise bestimmt ‚das Gesellschaftliche‘ ontologisch im Sinne eines Gebildes mit eigenständigen Merkmalen und Wirkungsrelationen. Diese seien von denen des ‚Natürlichen‘ oder ‚Individuellen‘ unterscheidbar. In Max Weber findet man ebenfalls keinen Kronzeugen einer ‚post-ontologischen‘ Theorie. Zwar findet sich hier eine Gegenposition zu Durkheim in dem Sinne, dass das, was sich als Wirklichkeit darstelle, – Weber zu Folge – keinesfalls Merkmalsausprägungen aufweise, die sich als ‚von sich aus‘ bedeutsame sachliche Wesensbestimmungen verstehen ließen. Weber besteht allerdings darauf, dass diese Wirklichkeit erst durch menschliche Erkenntnis und „Verstandesformen“ (I. Kant) geformt, strukturiert und bedeutsam (gemacht) werde. Gleichwohl geht es dem gesamten ‚wirklichkeitswissenschaftlichen‘ Entwurf Webers um den Versuch, soziales Handeln nicht nur deutend zu verstehen, sondern dieses dadurch auch „in seinem Ablauf und seinen Wirkungen *ursächlich zu erklären*“ (vgl. Weber 1972: 1, Herv. H.Z.). Ob ‚Verstehen‘ auch ohne implizit oder explizit ‚ontologische‘ Bezüge möglich ist, sei dahingestellt. Dem mag so sein. Bei der zweiten Kernoperation sozialwissenschaftlicher Theoriebildung, dem (kausalen) ‚Erklären‘, erweist sich dies jedenfalls als ungleich schwieriger. Diesbezüglich bleiben nicht- und post-ontologische Perspektiven häufig das Argument schuldig, warum sozialwissenschaftliche Theorien sich auf Rekonstruktionen bzw. Beschreibungen sozialer Prozesse beschränken und auf die Frage nach generativen ‚Triebkräften‘ solcher Prozesse verzichten sollen (Fairclough/Jessop/Sayer 2004, siehe aber Alexander 1988: 78 f).

Auf die sozialwissenschaftliche Kernoperation der Kausalanalyse richtet sich eine Reihe neuerer, explizit ontologischer Ansätze, die gegenwärtigen wieder verstärkt diskutiert werden (vgl. Mackert 2006). Nachdem den ‚Großtheorien‘ und ‚großen Erzählungen‘ (Mills 1959, Gouldner 1968, Lyotard 1979) – allen voran dem Funktionalismus, dem Strukturalismus und dem Marxismus – seit den 1960er Jahren (mit teilweise durchaus guten Gründen) immer wieder ein (baldiges) Ende diagnostiziert wurde und der Anspruch sozialwissenschaftliche „Erklärungsangebote zu unterbreiten, lange Zeit in den Hintergrund wissenschaftlicher Aufmerksamkeit gerückt“ war (Mackert 2006: 61), lässt sich inzwischen wieder eine Entwicklung weg von ‚post-ontologischen‘ Perspektiven rekonstruieren. Es findet sich eine „neue theoretische Bewegung“ hin zu erklärenden Ansätzen (Mackert 2006: 61), wie sie Göran Therbom bereits auf dem Höhepunkt der Konjunktur post-ontologischer Ansätze – den späten 1980er und frühen 1990er Jahren – vorhergesagt hatte: „Sociological theorizing is likely to change dramatically in the near future, moving from focusing on conceptualization onto explanation“ (Therbom 1991: 177). Ins Zentrum der sozialwissenschaftlichen Debatte

rücken dabei Perspektiven, die als anti-substantialistische, relationale Sozialontologien beschrieben werden können.

Einfache Korrespondenztheorien und flache Ontologien

Ontologische Positionen werden häufig im impliziten oder expliziten Rekurs auf eine ihnen vermeintlich zu Grunde liegende, *einfache* Korrespondenz- bzw. Abbildtheorie der Wahrheit kritisiert, wie sie sich etwa in Aristoteles' *Metaphysik* (1011b) findet: „Zu sagen nämlich, das Seiende sei nicht oder das Nicht-Seiende sei, ist falsch, dagegen zu sagen, das Seiende sei und das Nicht-Seiende sei nicht, ist wahr“.

Dieser Wahrheitsbegriff ist einer langen Reihe von gewichtigen Gegenargumenten ausgesetzt worden. Ein viel beachteter Einwand findet sich bei Niklas Luhmann. Er lautet, dass diese Position spätestens bei Beobachtungen, die den eigenen Standpunkt mit einbeziehen – also bei Beobachtungen, die sich selbst beobachten – zu Paradoxien führen würde. Entsprechend wendet er sich gegen die Vorstellung, einer „Welt von Sein und Nicht-Sein“ bzw. einer „Welt jener zweiwertigen Logik, die einen (und nur einen) Beobachter voraussetzte, der zur Erkenntnis einfach durch die Betrachtung der Sache selbst gelangte“ (Luhmann 1995: 32). Das ‚anti-ontologische‘ Argument Luhmanns entspricht insofern im Kern einer Ablehnung der Korrespondenztheorie eines „metaphysischen Realismus“ (Putnam 1983). Insbesondere problematisiert wird die hierin enthaltene Gegenüberstellung von ‚Denken‘ und ‚Realität‘ und die dabei vorausgesetzte ‚Subjekt-Objekt-Unterscheidung‘ im Sinne der Vorstellung, dass ein die Welt erkennendes und beschreibendes Subjekt dieser Welt gegenübersteht und sie quasi von ‚außen‘ betrachtet. Diese Ablehnung scheint einen wesentlichen Hintergrund einer ‚post-ontologischen‘ Theoriearchitektur dazustellen, die im Fall von Luhmanns Differenztheorie ohne ontologische Verfassung (vgl. Nassehi 1995) in einen radikalen Konstruktivismus mündet.

Wissenschaftstheoretisch ist diese Konsequenz aus einer Ablehnung metaphysisch-realistischer Korrespondenztheorien allerdings nicht notwendig. So weisen eine ganze Reihe neuerer sozialontologischer Ansätze mindestens drei Gemeinsamkeiten auf: Erstens überwinden sie naive Abbildtheorien, die Wirklichkeit als invariantes, a priori vorhandenes Objekt betrachten. Zweitens bestreiten sie nicht, dass ‚Objekte‘ durch ‚Beobachten‘ und Handeln geformt werden und drittens weisen sie die Behauptung der Möglichkeit einer externen Betrachtungsposition im Sinne des „God's Eye View“ als ein nicht aufrecht zu erhaltendes Fundament wissenschaftlichen Denkens zurück (vgl. Putnam 1981). Dabei geht es jedoch nicht darum, so etwas wie die „real existierende Welt“ zu bestreiten. Vielmehr lautet das Argument, dass es nur selten einen unmittelbaren kognitiven Zugang zu dieser gäbe.

Dieses Argument ist nicht zuletzt gegen den Empirismus gerichtet. Folgt man etwa Andrew Sayer, so können insbesondere die unterschiedlichen Spielarten des Empirismus mit Blick auf ihre Blindstellen hinsichtlich ontologischer Annahmen kritisiert werden.³ Denn sie scheinen eine Formulierung von Wirklichkeit als „*pure presence*“ vorzunehmen, die sich schlicht aus beobachtbaren Objekten, Ereignissen und Regelmäßigkeiten zwischen Ereignissen und Objekten zusammensetzt „as if objects had no structure or powers, and in particular, no unobservable qualities“ (Sayer 2000: 11; vgl. Bhaskar 1989). Dies verweist in der Tat auf ein gravierendes ‚Ontologieproblem‘, nämlich das Problem einer, wie es Andrew Sayer formuliert, zu ‚flachen Ontologie‘. Der empiristische Realismus, so kritisiert Sayer (2000: 13), „assumes that what we can observe is all that exists, while ‚actualism‘ assumes that what actually happens at the level of events exhausts the world, leaving no domain of the real, of powers that can be either activated or remain dormant“.

Die tiefe Sozialontologie des Critical Realism

Im Folgenden geht es um die Begründung der Sinnhaftigkeit und Notwendigkeit der von Sayer angesprochen, eben nicht ‚flachen‘, sondern ‚tiefen‘ in der „Domäne des Realen“ verorteten Ontologie. Diese Begründung und die damit verbundene Zurückweisung einer post-ontologischen (Erkenntnis-)Theorie, bedeutet nicht, dass die Kritik an ‚ontologischen Denkweisen‘ generell ‚falsch‘ gewesen wäre. In wesentlichen Punkten ist die Kritik durchaus stimmig. Dies gilt etwa mit Blick auf essentialistische ‚Wesensbestimmungen‘, die sich zum Beispiel auf ein vermeintlich selbstidentisches ‚Subjekt‘, aber auch in unterschiedlicher Form auf soziale Entitäten beziehen. Auch ist nicht zu bestreiten, dass die Wirklichkeit, die wir beobachten zum einen von Sprache und Semantik und zum anderen davon abhängt, *wie* wir diese beobachten (und beobachten können). Anders formuliert ist das, was als ‚Wirklichkeit‘ gilt, mit dem verbunden, was wir glauben, was wir fähig sind zu glauben und von entsprechend konstruierten Theorien (vgl. David 2005).

Auch in der sozialpädagogischen Theoriebildung ist es ohne Zweifel notwendig, eine fundierte erkenntnistheoretische Perspektive auf und eine Analyse von sozialer Wirklichkeit zu entwickeln. Dies würde auch kaum eine VertreterIn zeitgenössischer ‚ontologischer‘ bzw. ‚realistischer‘ Theorie- und Analyseposition bestreiten. Im Gegenteil: Ohne solche Zugänge würden wesentliche Dynamiken, Kämpfe, Beziehungen und relationale Kräfteverhältnisse jener sozialwissenschaftlichen Gegenstände, auf die sich moderne realistische Perspektiven richten, übergangen werden (vgl. Archer 1995; Bhaskar 1989). Allerdings geht es KritikerInnen ontologischer Perspektiven ja nicht darum, epistemologische Zugänge zu

verteidigen, sondern ontologische Perspektiven zurückzuweisen. Sofern es aber um die Frage nach den Strukturen sozialer Wirklichkeit und den Triebkräften, die diese hervorbringen, gehen soll, bewegt man sich jedoch bereits im Feld ontologischer Fragestellungen.

Mit dem sogenannten ‚Critical Realism‘ findet sich nun eine komplexe, relationale sozialontologische Perspektive, aus der sich die Frage nach die Strukturen und Triebkräften sozialer Wirklichkeit stellen lässt, ohne eine Welt von ‚vorgefertigten Objekten‘ im Sinne einer essentialistischen Metaphysik zu unterstellen. Statt Wirklichkeit entweder als ontologische Kategorie zu verwerfen, oder – wie der Empirismus – auf das unmittelbar Beobachtbare zu reduzieren, differenziert der ‚Critical Realism‘ analytisch zwischen drei nicht aufeinander reduzierbaren Domänen sozialer Wirklichkeit:

- ▷ Die Domäne des Empirischen, die jenen Bereich des Erfahrbaren, Beobachtbaren und Messbaren bezeichnet, auf den sich der Empirismus konzentriert.
- ▷ Die Domäne des Tatsächlichen: Sie umfasst soziale Konstellationen, die relevante, aber teils latent bleibende Ereignisse konstituieren, welche einer direkten Wahrnehmung nicht zugänglich sein müssen.
- ▷ Die Domäne des Realen, die sich als „deep dimension“ (Danermark et al. 2002: 5) der Wirklichkeit verstehen lässt. Zu dieser Domäne gehören die den unmittelbaren Erfahrungen und Beobachtungen entzogenen Strukturierungen und generativen Mechanismen, die die empirischen und tatsächlichen Ereignisse hervorbringen (können) (vgl. Schaubild 1).

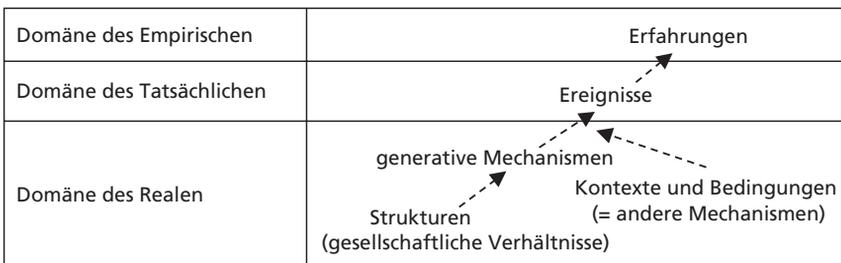


Schaubild 1: Die stratifizierte Ontologie des ‚critical realism‘: Domänen der Wirklichkeit

Mit der Unterscheidung der Domänen des Empirischen, des Tatsächlichen und des Realen verfügt der Critical Realism über eine ‚tiefe‘, ‚stratifizierte Ontologie‘ „in contrast to other ontologies which have ‚flat‘ ontologies populated by either the actual or the empirical, or a conflation of the two“ (Sayer 2000: 12). Auf Basis dieser stratifizierten Ontologie argumentiert der Critical Realism, dass „qualitativ Neues von einer tiefer liegenden Ebene aus entstehen kann (Emergenz) [... und], dass ein Unterschied besteht zwischen der realen Welt und den

Konzepten von ihr, d. h. zwischen der faktischen Wirklichkeit und deren Beschreibungen“ (Mackert 2006: 131, vgl. Danermark et al. 2002).

Ohne in Abrede zu stellen, dass der kognitive Zugang zur sozialen Welt – deren objektive Existenz und Wirkung, nicht mit ihrer theoretischen bzw. wissenschaftlichen Beschreibung zusammenfällt – und die Beobachtung von ‚Tatsachen‘ – in der Domäne des Empirischen – immer epistemologisch, über theoretische Konzepte und Deutungen vermittelt ist, lässt sich auf Basis dieser Überlegung eine ‚ontologische‘ Aufgabe sozialwissenschaftlicher Theoriebildung beschreiben: Es geht um die kausale Analyse der „Beziehungen zwischen Erfahrungen, tatsächlich Geschehendem und den zugrunde liegenden Mechanismen, die bestimmte Vorgänge in der sozialen Welt hervorbringen“ (Mackert 2006: 132). Diese Mechanismen lassen sich nicht als substanzialistische oder essentialistische Eigenschaften und Attribute von Objekten und Akteuren verstehen, sondern sind als soziale Mechanismen – im Sinne aufeinander wirkender Kräfte, Beziehungen und Bewegungen – das Produkt sozial relationierter, kontingenter menschlicher Praxis und der durch diese konstituierten, sozialen Strukturen. Diese Strukturen und Mechanismen bezeichnen den ‚ontologischen‘ Gegenstand der Sozialwissenschaften.⁴

Mit dem hier wesentlichen Begriff der ‚generativen Mechanismen‘ wird keinem Kausalitätsbegriff im Sinne scheinbar universeller, (natur-)gesetzmäßiger Zusammenhänge das Wort geredet. Der in der ‚Domäne des Realen‘ verortete Kausalitätsbegriff des Critical Realism bezieht sich nicht auf unmittelbare Beziehungen zwischen beobachteten Ereignissen (als Ursachen und Wirkungen). Stattdessen wird die Vorstellung von „law-like regularities“ sowie der (wenig erfolgreiche) sozialwissenschaftliche Versuch diese zu ‚entdecken‘ und durch empirische Generalisierungen zu erklären, ersetzt durch die Vorstellung von „objects and social relations [that] have causal powers which may or may not produce regularities“ (Sayer 1992: 2). Dabei ermöglicht ein bestimmter generativer Mechanismus auf der Ebene des Realen zwar spezifische Effekte, dies geschieht jedoch nicht im Sinne der Determination eines konkreten vorhersagbaren Ereignisses sondern eher in Form einer „Tendenz“ (vgl. Bhaskar 1978). Ereignisse auf der Ebene des Tatsächlichen können demnach – als Folge einer Interaktion mit anderen, zeitgleich wirkenden Mechanismen und ihrer Verortung in spezifischen Kontexten – in unterschiedlicher Weise – oder auch gar nicht – stattfinden, ohne dass damit die Existenz und Wirksamkeit generativer Mechanismen in Frage gestellt werden muss: „Werden strukturelle Mechanismen [durch kontingentes menschliches Handeln] aktiviert, so hängt der jeweilige Effekt davon ab, mit welchen anderen Mechanismen er zu einem bestimmten Zeitpunkt zusammenwirkt. Ein Mechanismus kann daher völlig unterschiedliche Effekte erzeugen, während ein bestimmter Effekt ganz verschiedene Ursachen haben kann“ (Mackert 2006: 133).

Geht man mit dem Critical Realism also von einem notwendigen Zusammenhang von emergenten Strukturen, generativen Mechanismen und Tendenzen aus, lässt sich die Aufgabe einer relationalen sozialontologischen Theoriebildung als die einer kausaler Analyse beschreiben. Dabei geht es zum einen um eine theoretisch fundierte Postulierung eines Mechanismus, der in der Lage ist das Explandum hervorzubringen (vgl. Outhwaite 1987). Zum anderen geht es darum, zu verdeutlichen, wie dieser Mechanismus zu den (strukturellen) Ressourcenausstattungen, Gelegenheitsstrukturen, Handlungsbefähigungen und Handlungsentscheidungen der Akteure (vgl. Otto/Polutta/Ziegler 2008) sowie zu dem spezifischen sozialen Kontext (den prävalenten insitutionalisierten Regeln, kulturellen Normen, Machtungleichgewichten usw.) relationiert ist, vor dessen Hintergrund sich die je konkreten Effekte sozial wirksamer generativer Mechanismen erst realisieren (vgl. Sayer 1992).

Bildung, Emanzipation und Critical Realism

Auf Basis einer relationalen nichtessentialistischen Ontologie sozialer Prozesse und Verhältnisse verspricht der ‚Critical Realism‘ Kriterien für gehaltvolle Aussagen liefern zu können, auf die auch eine ‚erklärende‘ Theorie Sozialer Arbeit angewiesen ist. Zumindest dann, wenn sich Soziale Arbeit auch als politische und Bildungspraxis in dem Sinne versteht, dass sie auf eine Erweiterung des sozialen Raums der realen Möglichkeiten und Fähigkeiten ihrer AdressatInnen zielt, sich für die Verwirklichung unterschiedlicher Handlungs- und Daseinsweisen entscheiden zu können, für die aus der Sicht des eigenen Lebensplans gute Gründe sprechen. Diesen Möglichkeitsraum als Gegenstand Sozialer Arbeit in den Blick zu nehmen, setzt offensichtlich jene Unterscheidung zwischen dem erfahrbaren Aktuellen und dem Möglichen – in der Domäne des Realen – voraus, die für die Idee der ‚Bildung‘, wie für sämtliche emanzipatorische Projekte konstitutiv ist. Mit der ‚tiefen‘ Sozialontologie des ‚Critical Realism‘ wird somit deutlich, inwiefern diese Unterscheidung ein systematischer Gegenstand sozialwissenschaftlicher Analyse sein kann. Die Soziale Arbeit wäre schlecht beraten, hierauf zu verzichten. Sie sollte nicht nur auf der Ebene des Empirischen, sondern auch auf der des Realen, auf Kriterien zurückgreifen können, die es ihr – und sei es auch nur im Prinzip – erlauben, Bullshit im Sinne Harry Frankfurts zumindest gelegentlich zu erkennen.

Anmerkungen

- 1 Für kritische Kommentare danke ich Fabian Kessel, Sascha Neumann und Philipp Sanderemann.
- 2 Damit ist nicht gesagt, dass alle ‚post-ontologischen‘ Ansätze in diesem radikalen Sinne dezidiert ‚nicht-realistisch‘ bzw. idealistisch sind.
- 3 Wenn sich post-ontologische Ansätze dadurch auszeichnen, genau diesen zu bestreiten und es ihnen darum geht, auf dieser Annahme fundierte positivistische und empirizistische Ansätze – wie sich in der Sozialen Arbeit im Kontext der gegenwärtig dominierenden Wirkungsforschung finden (vgl. Otto/Ziegler 2008) – zurückzuweisen, dann sind post-ontologische Ansätze nur zu unterstützen. Allerdings würde sich dann die Frage stellen, was denn an dieser Kritik so ‚post-ontologisch‘ wäre.
- 4 Diese sozialen Strukturen zeichnen sich, wie Roy Bhaskar (1989: 48–49) argumentiert, gegenüber ‚natürlichen Strukturen‘ durch mindestens drei Merkmale aus „1. Social structures, unlike natural structures, do not exist independently of the activities they govern; 2. Social structures, unlike natural structures, do not exist independently of the agents’ conceptions of what they are doing in their activity; 3. Social structures, unlike natural structures, may not be only relatively enduring (so that the tendencies they ground may not be universal in the sense of space-time invariance)“.

Literatur

- Albert, H. 1996: Der Mythos des Rahmens und der moderne Antirealismus. Zur Kritik des idealistischen Rückfalls im gegenwärtigen Denken. In: Gadenne, V./Wendel, H.-J. (Hg.): Rationalität und Kritik. Tübingen.
- Alexander, J. C. 1988: The New Theoretical Movement. In: Smelser (Hg.), Handbook of Sociology. London.
- Archer, M. 1995. Realist Social Theory: The Morphogenetic Approach. Cambridge.
- Bhaskar, R. 1978: A Realist Theory of Science. Hassocks.
- Bhaskar, R. 1989: The Possibility of Naturalism: A Philosophical Critique of the Contemporary Human Sciences. London.
- Danermark, B./Ekstrom, M./Jakobsen, L./Karlsson, J. 2002: Explaining Society: Critical Realism in the Social Sciences. London.
- David, M. 2005: The Correspondence Theory of Truth. In: Zalta, E. (Hg.): The Stanford Encyclopedia of Philosophy (<http://plato.stanford.edu/archives/fall2005/entries/truth-correspondence>)
- Dreyfus, H./Rabinow, P. 1982: Michel Foucault: Beyond Structuralism and Hermeneutics. Chicago.
- Fairclough, N./Jessop, B./Sayer, A. 2004: Critical realism and neosis. In: Joseph, J./Roberts, J.: Realism, discourse and deconstruction. London.
- Frankfurt, H. 2006: Bullshit. Frankfurt a.M.
- Frankfurt, H. 2007: Über die Wahrheit. München.
- Gouldner, A. 1968: The Coming Crisis of Western Sociology. New York.
- Luhmann, N. 1990: Ich sehe was, was Du nicht siehst. In: Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven. Opladen.

- Luhmann, N. 1995: Dekonstruktion als Beobachtung zweiter Ordnung. In: de Berg, H./Prangel, M. (Hg.): Differenzen. Tübingen/Basel.
- Lukács, G. 1972: Ontologie – Marx. Zur Ontologie des gesellschaftlichen Seins. Die Ontologischen Grundprinzipien bei Marx. Darmstadt.
- Lyotard, J.-F. 1979: La condition post-moderne. Paris.
- Mackert, J. 2006: Ohnmächtiger Staat? Über die sozialen Mechanismen staatlichen Handelns. Wiesbaden
- Mills, C.W. 1959. Sociological Imagination. Oxford.
- Nassehi, A. 1995: Différend, Différance, Dinstinction. In: de Berg, H./Prangel, M. (Hg.): Differenzen. Tübingen/Basel.
- Oelkers, N./Steckmann, U./Ziegler, H. 2008: Normativität in der Sozialen Arbeit. In: J. Ahrens, J./Beer, R./Bittlingmayer, U./Gerdes, J (Hg.): Beschreiben und/oder Bewerten? Beiträge zu den normativen Grundlagen der Sozialwissenschaften. Münster.
- Otto, H.-U./Polutta, A./Ziegler, H. 2008: Reflexive Professionalism as a second generation of evidence-based practice. In: Research on Social Work Practice. i.E.
- Otto, H.-U./Ziegler, H. 2008: On the Notion of Causal Impact in Evidence-Based Social Work. In: Research on Social Work Practice, 18, Heft 4, i.E.
- Outhwaite, W. 1987: New Philosophies of Social Science: Realism, Hermeneutics and Critical Theory. London
- Popper, K. 2003: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde. Band 2. Falsche Propheten: Hegel, Marx und die Folgen. 8. Auflage. Tübingen.
- Putnam, H. 1981: Reason, Truth and History. Cambridge.
- Putnam, H. 1983: Realism and Reason. Cambridge.
- Quante, M., 2003: Einführung in die Allgemeine Ethik. Darmstadt.
- Sayer, A. 1992: Method in Social Science: A Realist Approach. London.
- Sayer, A. 2000: Realism and Social Science. London.
- Therborn, G. 1991: Cultural Belonging, Structural Location and Human Action: Explanation in Sociology and in Social Science. In: Acta Sociologica 34, S. 177–191
- Weber, M. 1972: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. 5. Auflage. Tübingen.

*Holger Ziegler, Universität Münster,
 FB 6: Erziehungswissenschaft und Sozialwissenschaften,
 Georgskommende 33, 48143 Münster
 E-mail: hzieg_01@uni-muenster.de*

Fabian Kessl

„Real ist real und ist nicht real.“ Notate zu aktuellen Konjunkturen eines kritischen Realismus

„Schulen helfen da nicht,
helfen kann nur eine Wirtschaftsordnung,
durch die das Volk reicher wird und mehr freie Zeit bekommt –
dann werden die Schulen ganz von selbst entstehen.“
(*Lewin in Leo Tolstoj: Anna Karenina, 1877/1996: 504*)

„Als ob ich nicht auch Sachen einfach glaube,
wenn du sie mir erzählst,
als ob es bei dir nur Fakten gibt und bei mir nur so Sachen,
die du nicht überprüfen kannst.
Gibt es bei dir doch auch.“
(*Nicole in Dietmar Dath: Dirac, 2006: 283*)

1 Statt eines Abstracts

Theodor W. Adorno (19581: 64) fordert in seinen *Noten zur Literatur I* vor 50 Jahren in Bezug auf den Roman: „Will der Roman seinem realistischen Erbe treu bleiben und sagen, wie es wirklich ist, so muß er auf einen Realismus verzichten, der, indem er die Fassade reproduziert, nur dieser bei ihrem Täuschungsgeschäfte hilft.“ Was wirklich ist, die Objektivität der Dinge zu erreichen, dem freien Geist den Raum geben, der ihm keine „Zuständigkeitserklärung“ abverlangt, darum würde es einem solchen, vielleicht als kritisch zu bezeichnenden Realismus gehen – und gerade nicht nur in seiner literarischen Form, wie sie sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts etablierte, und auf die Adorno hier Bezug nimmt. Kritisch, weil ein solcher Realismus der Transformation des Bestehenden verpflichtet bliebe (vgl. Horkheimer 1937/1970). Ein solcher Realismus könnte nicht nur als kritisch bezeichnet werden, sondern im Anschluss an Alex

Demirovics (1999: 674) Rekonstruktion der *Entwicklung der Kritischen Theorie* könnte man ihn auch als „antipositivistisch, antiontologisch und antiszientistisch“ bezeichnen. Der Blick auf aktuelle kritisch-realistische Ansätze lässt allerdings Zweifel aufkommen, ob sie diesem Anspruch genügen können.

Im Sinne des Schwerpunktthemas des vorliegenden Widersprüche-Heftes interessiert im weiteren Text deshalb, inwieweit anti-ontologische oder anti-essentialistische Perspektiven Teil kritisch-realistischer Ansätze darstellen oder darstellen könn(t)en.

Kritisch-realistische Thematisierungsweisen haben in den letzten Jahren vor allem als Gegenbewegung zu Pluralitätsdiagnosen (*modernisierungstheoretische Behauptungen von der „Individualisierung“ und der „Pluralisierung“*) und zu erkenntniskritischen Einwänden (z. B. *Diskursivitätsunterstellung Laclaus oder Iterabilitätsunterstellung Derridas*) Konjunktur. Zwei dieser Konjunkturstränge werden im folgenden Beitrag skizziert: die Wiederentdeckung eines *Realismus der (Klassen)Strukturen* und die wissenschaftstheoretischen Versuche um die Grundlegung eines *kritischen Realismus*, wie sie vor allem innerhalb englischsprachiger Diskussionen seit einigen Jahren vorgelegt werden. In dem diese Thematisierungsversuche auf ihr anti-essentialistisches Potenzial untersucht werden, wird die Suche nach Wegmarkierungen für einen möglichen skeptischen Anschluss an einen solchen kritischen Realismus aufgenommen. Ein solcher scheint nicht zuletzt deshalb sinnvoll, weil die kritisch-realistischen Hinweise als notwendige Korrektur der verfehlten Pluralitäts- und Konstruktivismusdeutungen gelesen werden können, wie sie nicht zuletzt in der Sozialpolitikforschung und der Wissenschaft Sozialer Arbeit seit den 1990er Jahren hegemonial wurden. Mit exemplarischen Bezügen auf diese Auseinandersetzungen wird der Anschluss an den *critical realism* anschließend aber nur skeptisch vollzogen, weil dessen bisher vorliegende Versionen vor der noch weitgehend ungelösten Aufgabe stehen, die Differenz als substanzielle Seite der Dinge (Latour) in den Blick zu nehmen. Die jüngst vermehrt formulierte Forderung nach einem relationalen Wissenschaftsprogramm ist in diesem Kontext zu lesen. Denn entsprechende Forschungskonzeptionen stehen damit vor der Herausforderung, nicht nur Modelle der Verbindung quasi-fixer Pole zu denken, sondern die Verbindungen selbst. Würde ein entsprechender skeptischer Anschluss an den *critical realism* in diesem Sinne gelingen, ließe sich vielleicht sinnvoll von einem „anti-essentialistischen Realismus“ sprechen – eine gerade für die genannten Forschungsfelder der Sozialpolitik und der Sozialen Arbeit extrem hilfreiche und weiterführende Perspektive, da von hier aus der systematische Bezug auf die radikal veränderten „sozialen Realitäten“ im Kontext der post-wohlfahrtsstaatlichen Transformation der letzten Dekaden angemessen möglich wird.

2 Vom Revival eines struktur-analytischen Realismus – der Konjunktur erster Teil

Die gegenwärtige Konjunktur kritisch-realistischer Positionen zeigt sich innerhalb sozialwissenschaftlicher Debatten unter anderem als zunehmende Forderung nach einem *struktur-analytischen Realismus*. Für die deutschsprachige Debatte wird die damit verbundene Thematisierungswende nicht zuletzt als wirkmächtiger Gegendiskurs zur modernisierungstheoretischen Dominanz der 1980er und 90er Jahre manifest. Konnte Ulrich Beck 1983 noch das *Jenseits von Stand und Klasse* bemühen und damit mindestens immanent das Ende sozialstruktureller Analysen im klassischen Sinne unterstellen, erfahren 25 Jahre später Sozialstrukturanalysen und vor allem generelle ungleichheitssensible Perspektiven neue und deutliche Aufmerksamkeit. Ja, sogar die explizite Rede von der „Klassengesellschaft“ wird wieder *en vogue* – wenn auch in spezifischen, nämlich häufig empörungsfreien Formaten. Zwar ist damit die vorgängige Dominanz modernisierungstheoretischer Erklärungsmuster, wie sie gerade in merklichen Teilen der deutschsprachigen Sozialen Arbeit (vgl. Rauschenbach/Gängler 1992) und der Sozialpolitikforschung (vgl. Leisering 1997) nicht zuletzt im Anschluss an die Beckschen Arbeiten zu beobachten war, keineswegs diffundiert. Sie wirkt beispielsweise in den fortgeschritten-liberalen Eigenverantwortungskonzeptionen aktivierungspolitischer und -pädagogischer Strategien (Kessl 2006) nach oder wird in konstruktivistischen Selbststeuerungskonzeptionen weitergeführt. Dennoch haben bemerkenswerter Weise in den vergangenen Jahren gerade Studien aus dem Bereich der Politikberatung dafür gesorgt, dass die Relevanz sozialstruktureller Einflussgrößen wieder größere Beachtung findet. Die diskursrelevantesten beiden Studien waren dabei die sogenannte *Pisa-Studie*, die im Rahmen ihrer schulischen Leistungsmessung zur Lesekompetenz bei 15-jährigen Schülerinnen und Schülern die Tatsache der immensen institutionellen Diskriminierung, wie sie dem mehrfach gegliederten bundesdeutschen Schulsystem inhärent ist, (wieder) auf die politische Agenda rückte (vgl. Baumert et al 2001), und die Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung *Gesellschaft im Reformprozess* (vgl. Neugebauer 2007), die eine von den Autorinnen und Autoren keineswegs beabsichtigte oder inhaltlich motiviert mediale Inszenierung eines „Unterschichtsphänomens“ nach sich gezogen hat (vgl. Lindner/Musner 2008). Zwar wurde auch diese Diskussion von kulturalistischen Deutungen überhöht, dennoch hat sie auch die sozialwissenschaftliche Einsicht in die Tatsache distinktiver sozialer Positionierungen (*hierarchisierter Sozial- und Bildungsstatus*) der Gesellschaftsmitglieder wieder ins öffentliche Bewusstsein gerückt oder zumindest öffentlich wieder thematisierbar werden lassen.

Bemerkenswert an diesen Hinweisen auf sozialstrukturelle Differenzen ist an sich weniger ihr Inhalt, denn sowohl das Faktum schulisch-institutioneller Diskri-

minierung als auch die Existenz von Gesellschaftsmitgliedern, deren soziale Positionierung sozialwissenschaftlich hinsichtlich ihrer Ressourcenverfügung und -zugänge als am unter(st)en Rand der existierenden sozialen Zusammenhänge bezeichnet werden können, sind seit langem bekannt.

Was allerdings verblüffend erscheint, ist die neuerliche *Thematisierung* dieses Inhalts in jüngster Zeit. Denn Einsichten in sozialstrukturelle Ausgrenzungsdynamiken waren im letzten Drittel des 20. Jahrhundert – nicht zuletzt aufgrund modernisierungstheoretischer Sichtweisen zunehmend – aus den dominanten sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzungen wie den einflussreichen (sozial- und bildungs-)politischen Debatten verschwunden. Die Rede vom sozialstrukturellen Ausschluss hatte in den 1970er Jahren noch politische Skandalisierungskraft beinhaltet. In den 1980er und beginnenden 1990er Jahren hatte sie diese aber fast vollständig verloren bzw. wurde nur noch in kleinen akademischen und politisch-gesellschaftskritischen Zirkeln formuliert. Das zeigt der berühmte Hinweis auf sozialstrukturelle Ausschließungslogiken des sozialpolitischen Sprechers der CDU, Heiner Geißler, vor 30 Jahren: „Armut und soziale Isolierung befinden sich in einem Kreislauf. Wer arm ist, verliert den sozialen Anschluß, und wer den Anschluß verliert, ist arm. Ursache und Wirkung lassen sich nur noch schwer unterscheiden“ (Geißler 1976: 28). Dieser Hinweis hatte Mitte der 1970er Jahre vor dem Hintergrund der erst einsetzenden Delegitimation des wohlfahrtsstaatlichen Gestaltungs- und Regulierungsmodells – gerade im Milieu der CDU – politische Sprengkraft. Im Parteiprogramm der CDU von 1994, also knapp zwei Dekaden später, scheinen diese Einsichten vergessen, denn weder sozialer Ausschluss noch Ungleichheit kommen hier zur Sprache. Selbst von Armut ist in Bezug auf die bundesrepublikanische Situation nur noch in einem Spiegelstrich die Rede. Diese Blindstellen sind aber keineswegs parteispezifisch auf die *Christlich Demokratische Union* zu beschränken. Auch die *Sozialdemokratische Partei Deutschlands* hat nämlich mit der Überarbeitung ihres letzten Parteiprogramms im Jahr 2007 die Rede von der Klassengesellschaft, von Schichten, sozialem Ausschluss oder von Exklusion aus ihrem Kanon gestrichen. Zwar deutet die SPD mit wenigen Hinweisen die Tatsache sozialer Ungleichheit noch an, verbindet diese aber nun nicht mehr mit Strategien der Um- oder Rückverteilung von Privilegien, sondern stattdessen mit der Notwendigkeit einer Forderung nach „Chancengleichheit“.

Was wir in den letzten Jahren beobachten können, erscheint also ambivalent: Parallel zu einer – weiter anhaltenden – politischen Dethematisierung von Ungleichheit, Verarmung und Ausschließung, ist seit der Veröffentlichung der OECD-Schulleistungsmessungsstudien und der Friedrich-Ebert-Studie wieder verstärkt von „einer Klassengesellschaft“ die Rede. Nun zeigt sich diese Rede zwar primär als eine Rede im (neo)konservativem Format – was am eindrucklichsten die Politikberatungsrhetorik Paul Noltes illustriert (2004: 34 ff., 62; kri-

tisch dazu Widersprüche, Heft 98; Chassé 2007). Doch trotz dieser (neo)konservativen Thematisierungsdominanz erhoffen sich auch gesellschaftskritische Perspektiven von dieser Neuthematisierung der „Klassengesellschaft“ eine Verminderung des „Defizit(s) an Realitätssinn“ und der erneuten Inblicknahme der „realen sozialen Probleme“, ja eine „Wiederbelebung der Klassentheorie“ (Herkommer 2005: 63). Ohne dass Sebastian Herkommer, der hier exemplarisch für solche Versuche eines gesellschaftskritischen Revivals der Klassentheorie genannt wird, dies in seinen Überlegungen expliziert hätte, könnte man ihn in Bezug auf dieses Einfordern einer „Realitätswahrnehmung“ als einen kritischen Realisten charakterisieren. Damit kommt der zweite Konjunkturstrang der jüngsten kritisch-realistischen Thematisierungsformen in den Blick.

3 Critical Realism oder Erkenntniskritik? Eine methodologische Auseinandersetzung. Der Konjunktur zweiter Teil

Als *critical realism*¹ wird, vor allem innerhalb der englischsprachigen Debatte, in den letzten Jahren eine Perspektive etabliert, deren methodologischer Fokus mit Sims-Schouten/Riley/Willig (2007: 103) in folgender Weise zusammengefasst werden kann: „Critical realists argue that there is a material dimension to our lives that is, at least, partially non-discursive“.²

Während *transitive knowledge* nicht unabhängig von seiner Herstellung zu denken sei, also nach Bhaskar ein soziales Produkt darstellt, sei *intransitive knowledge* ein Wissen von Dingen, die keine sozialen Produkte repräsentieren, also Wissen von der realen, nicht-konstruierten Welt. Die explizite Abgrenzung eines solchen *intransitive knowledge* führt also zur methodologischen Annahme einer realen Welt außerhalb sozialer Konstruktionsprozesse: „None of these ‚objects of knowledge‘ depend upon human activity“ (ebd.). Drei Realitätsdimensionen seien dabei zu differenzieren, so verdeutlichen Jonathan Joseph und John Michael Roberts (2004: 2) in ihrer Einleitung zu *Realism Discourse and Deconstruction* im Anschluss an Bhaskar:

- ▷ „structures (those intransitive properties that give an object a particular identity)
- ▷ generative mechanisms (those powers possessed through the structure of an object which may not be exercised in open, or contingent, conditions with other objects),
- ▷ practices (those actions and social relationships in the transitive realm of a particular objects which are, themselves, partly determined by, but not reduced to, the structures and mechanisms of the object in question).“

Critical Realists zielen also auf die (Re-)Etablierung eines methodologischen Realismus. Motiviert sind ihre Beiträge vor allem durch Zweifel an sozialkonstruktivistischen und diskurstheoretischen Denkmodellen.³ *Critical Realists* argumentieren daher gegenüber Positionen, wie derjenigen der Hegemonie- und Demokratietheoretiker Ernesto Laclau und Chantal Mouffe, „that there is also an intransitive world outside the text“ (Joseph/Roberts 2004: 2). Oder, wie Norman Fairclough, Bob Jessop und Andrew Sayer (2004: 39) formulieren: „[...] both the production and the consumption of symbolic systems (orders of discourse, etc.) are overdetermined by a range of factors that are more or less extra-semiotic.“⁴ Bezugspunkte dieser Einwände sind Annahmen, wie die von Laclau und Mouffe (2000: 145), dass Gegenstände sich nicht „außerhalb jeder diskursiven Bedingung des Auftauchens als Gegenstände konstituieren können“ (vgl. Laclau 2002).

Zwei entscheidende Fragen bilden – teilweise explizit und teilweise implizit – den Kern, um den herum sich die entsprechenden methodologischen Auseinandersetzungen aufspannen: Gibt es eine reale Welt im Sinne einer essentiellen Struktur? Und führt ein epistemologischer Relativismus, also eine anti-essentialistische Weltansicht, notwendigerweise zu einem moralischen Relativismus?

Wie bereits angedeutet, beantworten die Vertreter eines *critical realism* die erste Frage mit dem Hinweis auf eine ihres Erachtens notwendige Unterscheidung zwischen dem *Objekt des Wissens* und dem *realen Objekt*: Während wir uns eine Welt von *intransitive objects* ohne Wissenschaft vorstellen könnten, sei es dagegen unmöglich, sich *transitive objects ohne Wissenschaft* zu denken, schreibt Bhaskar in seiner erkenntnistheoretischen Grundlegung (Bhaskar 1975: 22; Jessop 2005: 43; dazu Nonhoff 2006: 60 ff.). Die realen Gegenstände entstünden also nicht erst durch ihre diskursive Realisierung, sondern verfügten über eine Existenz außerhalb diskursiver Muster: „there is a reality independent of our knowledge about it“ (Morén/Blom 2003: 43). Demgegenüber formulieren erkenntnistheoretische Denker/innen, auf die sich *Critical Realists* kritisch beziehen, dass Gegenstände zwar außerhalb des Diskurses existierten, aber ihre Relevanz eben nur im diskursiven Raum realisieren, sich also nicht „außerhalb jeder diskursiven Bedingung des Auftauchens konstituieren könn(t)en“ (Laclau/Mouffe 2000: 145).

Mit Blick auf die Frage eines moralischen Relativismus wenden *critical realists* gegenüber solchen erkenntnistheoretischen Perspektiven, wie ich sie hier stellvertretend in Bezug auf die Arbeiten von Laclau (2002) und Laclau/Mouffe (2000) illustriere, ein, sie relativierten jede Urteilmöglichkeit, da diese den Bezug auf die reale Welt erforderlich mache. Beziehe man sich dagegen auf diese würden rationale Begründungsmuster entgegen aller erkenntnistheoretischen Einwände sehr wohl möglich (Jessop 2005: 43). Nur der Rückbezug auf das Wahrheitskonzept, so heißt es dazu in Roy Bhaskars (1997) Überlegungen zur ontologischen

Geltung von Ideen, ermögliche die Bestimmung von Befreiungsperspektiven innerhalb der existierenden herrschaftsförmigen Gesellschaften. Und diese Einsicht verweise eben wieder zurück auf die Relevanz einer Einsicht in die Gegebenheiten, die Realität der Welt: „In other words it presupposes that there *are* evaluative grounds for respecting truth and objecting falsity“ (Bhaskar 1997: 146). Erkenntniskritische Denker sind an diesem Punkt sehr viel skeptischer und bezweifeln im Unterschied zu den *Critical Realists* die Möglichkeit einer solchen wahrheitsbezogenen Differenzierungsmöglichkeit zwischen verschiedenen moralischen Urteilen: „Die Kritik des Essentialismus impliziert, daß es keinen Weg gibt, um a priori zwischen partikularen Handlungsweisen moralisch zu unterscheiden“ (Laclau 2002: 216). Allerdings beansprucht Laclau im Unterschied zu der Unterstellung von Seiten der *critical realists*, er konstruiere mit dieser Einschätzung einen haltlosen moralischen Relativismus, sehr wohl eine Systematisierungsmöglichkeit moralischer Ernsthaftigkeit. Im Unterschied zu Bhaskars oder Jessops Annahme, eine solche sei rational ableitbar, sieht er sie aber nur mehr in Form einer Bestimmung als möglich an, die moralisches Bewusstsein und moralische Inhalte radikal auseinander hält (Laclau 2002: 217). Damit könne kein moralisches Engagement mehr *per se* den „Anspruch darauf erheben [...], der exklusive Nutznießer des Engagements zu sein“ (ebd.). Damit deutet sich bereits an, an welchem methodologischen, ja politisch-konzeptionellen Ankerpunkt sowohl die Frage nach der Möglichkeit und Notwendigkeit einer essenziell-realen Welt, als auch diejenige nach der Gültigkeit eines moralischen Relativismus, aufgehängt sind: An der Möglichkeit der systematischen Bestimmung eines Befreiungsprogramms für eine gesellschaftskritische und (post-)marxistische Bewegung. Die *critical realists* halten an dieser Möglichkeit mehrheitlich fest – oder wollen dies zumindest – und sie nehmen daher auch eine, wenn auch teilweise modifizierte, ideologiekritische Position ein: „However the process of *explanatory critique* [...], in isolating the causes of error in socially inadequate conditions of being [...], gives us a mode of transition to a negative evaluation on those causes and a positive evaluation on action directed at their removal [...]“ (Bhaskar 1997: 146). Demgegenüber sehen Ernesto Laclau und Chantal Mouffe (2000) aus einer erkenntniskritischen Position in einer solchen Perspektive gerade ein systematisches Problem „der Linken“. Diese, so schreiben die beiden Denker/innen in *Hegemonie und radikale Demokratie*, scheitere gerade an ihrem „essentialistische(n) Apriorismus“, der Überzeugung also, dass das „Gesellschaftliche an einem Punkt genäht ist“ (ebd.: 220). Es könne daher gerade nicht um die Konstitution eines „Diskurs(es) des Universalen“ gehen und seiner „impliziten Behauptung eines privilegierten Zugangspunktes zu der Wahrheit“ (ebd.: 237). Damit sei auch das Projekt für eine radikale Demokratie im Fall des Gelingens zwar weiterhin ein sozialistisches, aber es könne nicht mehr unterstellt werden, dass „aus dieser Abschaffung notwendig die Beseitigung anderer Ungleichheiten folgt“ (ebd.).

4 Und nun? Hinweise für einen skeptischen – und anti-essentialistischen – Anschluss an den kritischen Realismus

Der in den letzten Jahren auch im deutschsprachigen Raum wiederentdeckte Gabriel Tarde (2003; 2008/i.E.), Richter und autodidaktischer Kriminologe, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ans Collège de France aufgenommen wurde, schreibt 1895 in *Monadologie und Soziologie*: „Existieren heißt differieren, die Differenz ist gewissermaßen die substantielle Seite der Dinge [...]. Davon muß man ausgehen und sich davor hüten, sie zu erklären, vor allem durch Identität, von der fälschlicherweise so oft ausgegangen wird“ (1895/1999: 73, zit. nach Latour 2007: 35). Bruno Latour bezieht sich in seinem jüngsten Entwurf zu einer *neuen Soziologie für eine neue Gesellschaft*, mit der er versucht, seine Arbeiten zu einer Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) der vergangenen Jahre in einem systematisierten Überblick zusammenzufassen und zugänglicher zu machen, mehrfach auf Tardes Arbeiten – und insbesondere auf das genannte Auffächerungsmodell von sozialen und natürlichen Zusammenhängen. Dinge erweisen sich für Latour daher ganz im Tardeschen Sinne als ganze *Parlamente*, „Gesellschaft“ und „Natur“ als keine gegebenen Einheiten, sondern *Kollektive*, das Reale als *Netzwerk* von menschlichen und nicht-menschlichen *Akteuren*. Latour geht es – in Tardes Worten – also darum, die Differenz selbst zum Sprechen zu bringen. Denn die Akteur-Netzwerk-Theorie, so schreibt Latour mit Bezug auf die sozialwissenschaftlichen Forschungszusammenhänge, will „die Akteure aus dem Gefängnis des Sozialen [...] befreien“, aber auch „den natürlichen Gegenständen eine Gelegenheit geben, der engen Zelle zu entkommen“ (Latour 2007: 198). Nicht aus einer Annahme über die Gestalt des Sozialen oder der Natur sollte daher der ANT-Forscher die Dinge zu erklären versuchen, sondern aus einer möglichst umfänglichen Erzählung über die Verbindungen selbst. Nicht die Differenzen gelte es also zu beschreiben, sondern die Zusammenhänge zu erzählen, so lässt sich Latours methodologisches Plädoyer zusammenfassen. Dementsprechend bezeichnet Markus Schroer (2008: 362) Latours Perspektive auch als „Frontalangriff auf die Differenzierungstheorie von Émile Durkheim bis Niklas Luhmann“.

Zugleich liegt in dieser radikalen akteurstheoretischen Perspektive auch das entscheidende systematische Defizit der Akteur-Netzwerk-Theorie, denn diese führt zu einer durchaus markanten makrosoziologischen Blindstelle im Werk Latours und seiner ANT-Mitstreiter/innen (vgl. Gill 2008). Auf dieses Problem ließe sich beispielsweise mit Verweis auf Roy Bhaskars Mahnung vor einem Subjektivismus, der die soziale Welt auf die Ideen der Akteure reduzieren will, aufmerksam machen. Trotz dieses analytischen Defizits bleibt ein für die hier eingekommene Blickrichtung ein anderer Aspekt entscheidend, wie er innerhalb Latours

Überlegungen deutlich wird. Mit seinem Fokus auf „Konkretion und Kontingenz“ kann Latour nämlich eine *Zwischenposition* zwischen Sozialkonstruktivismus und naturwissenschaftlichem Realismus andeuten (vgl. ebd.). Für eine Auseinandersetzung mit dem neuen Realismus ist dies insofern bedeutsam, als Latour damit sichtbar macht, dass sich unsere weit verbreitete Annahme als zweifelhaft erweist, das wissenschaftlich Entdeckte sei – sozial- wie naturwissenschaftlich – „vor unserem Zusammentreffen schon exist(ent) und (bestünde) auch danach weiter“ (ebd.: 62 f.). Zwar lassen Latour und die Akteur-Netzwerk-Theoretiker keineswegs Zweifel an ihrer Überzeugung, Gegenstände existierten prinzipiell – ein Vorwurf, der ihnen, wie vielen diskurstheoretischen Positionen, dennoch völlig zu Unrecht immer wieder gemacht wird –, sie weisen aber darauf hin, dass „der Gegenstand der zeiträumlich situierten Wahrnehmung vorher nicht so gewesen sein muss, wie er sich nun präsentiert, und danach auch nicht mehr so sein wird“ (ebd.: 63). Hier materialisiert sich, was die zumeist irreführend verwendete Formel des *Post-Strukturalismus* meinen und markieren kann: Eine Überwindung der – strukturalistischen – Annahme, vorgängige fixe Strukturen – von „Natur“ und „Gesellschaft“ – fixierten die Vorgänge in der Welt, bevor diese sich vollzögen. Sozialwissenschaftlich wenden sich „post-strukturalistische“ Positionen also gegen solche Determinismen, auch in modifizierter Form, gegen Sichtweisen also – nun wieder auf die Felder der Sozialwissenschaften fokussiert –, „das Verhalten der Akteure (sei) mit Hilfe der Gesellschaft zu erklären“ (Latour 2001: 281). Und folgt man dieser Einsicht, so hat das immense Folgen für die Frage von (wissenschaftlicher) Erkenntnis, für die analytische Betrachtung des Realen also. Diese sind im Rahmen dieses Beitrags nur notierbar, weshalb ich einige zentrale Aspekte im Folgenden in dieser Form überblickshaft darstelle:

▷ Trotz der markanten Selbstpositionierung, in der sich *critical realists* immer wieder den *erkenntniskritischen* Positionen als „realitätsgläubig“ gegenüberstellen, kann meines Erachtens nicht übersehen werden, dass über die Annahme einer existenten äußeren Welt weitgehende Einigkeit herrscht. Denn dieser Einsicht widersprechen auch diskurstheoretische Positionen á la Laclau/Mouffe keineswegs. Realitäten sind nach deren Ansicht aber als kontingent zu erfassen, womit ein Stufenmodell der Erkenntnisgewinnung, wie es Holger Ziegler in seinem Beitrag in diesem Heft im Anschluss an Roy Bhaskar nahe legt, zumindest fragwürdig wird. Kontingenz meint – entgegen mancher vulgär-konstruktivistischer Behauptungen der generellen und damit unbestimmbaren Fluidität – im Sinne Laclau/Mouffes nämlich eine *Positivität* der Dinge – das heißt deren historisch-spezifische Formierung bzw. Verdinglichung. Um es am ersten Themenstrang der jüngsten kritisch-realistischen Konjunkturen zu illustrieren: Die Wiederentdeckung der „Klassengesellschaft“ sollte uns – gerade aus der Position gesellschaftskritisch interessierter Akteure – nicht vorschnell dazu verführen, von (vor)gegebenen und damit

letztlich unveränderlichen (Klassen)Strukturen auszugehen. Vielmehr „realisiert“ sich als prekarisierte Lebenslage eine permanente, widersprüchliche und höchst differente Gleichzeitigkeit von Ein- und Ausschließung, wie sie in fixen Klassengesellschaftsmodellen nicht angemessen erfasst werden kann (vgl. MacDonald 1997). Hinter diese Einsicht in die Vielfältigkeit und Widersprüchlichkeit und dennoch höchst wirkmächtigen und als unausweichlich erfahrenen prekarisierten Alltage fallen Beiträge in den jüngeren gesellschaftskritischen Diskussionen um die Wiederentdeckung der „klassengesellschaftlichen Realitäten“ aber – auch entgegen mancher gegenteiliger Bekundung – immer wieder zurück (vgl. dazu auch Neckel 2008).

- ▷ Die in diesem Beitrag mit Verweis auf Latour/Mouffe angedeuteten Einwände gegenüber den neuen Realismustheorien gelten daher auch weniger der „Realität der Realität“, sondern einem damit verbundenen essentialistischen Denken, und hierbei insbesondere der Vorannahme eines konstitutiven „Sozialen“, einer präexistenten „Gesellschaft“ also – oder in der naturwissenschaftlichen Analogie: einer als präexistent angesehenen „Natur“. Darauf wollen erkenntniskritische Hinweise hinweisen, wenn beispielsweise Laclau/Mouffe in ihren „post-marxistischen“ Überlegungen davon sprechen, dass „die Gesellschaft und die sozialen Agenten kein Wesen (haben), und ihre Regelmäßigkeiten lediglich aus den relativen und prekären Formen der Fixierung (bestehen), die die Errichtung einer bestimmten Ordnung mit sich bringt“ (Laclau/Mouffe 2000: 133). Nun wäre ein Umkehrschluss allerdings ebenso vorschnell, beispielsweise dem *Critical Realism* einen solchen generellen Essentialismusvorwurf machen zu wollen. Denn dieser Gefahr sucht sich dieser explizit zu entziehen (vgl. dazu auch Ziegler in diesem Heft), wie beispielsweise die jüngeren Arbeiten von Bob Jessop einsichtig zeigen (vgl. Jessop 2007: 234 ff.). Jessop versucht mit Blick darauf, dass auch die Dynamik sozialer Strukturen, deren Beeinflussung und Beeinflussbarkeit durch die sozialen Akteure und ihre Abhängigkeit von deren Deutungsweisen zu berücksichtigen sei, einen dynamischen Ontologie-Begriff zu entwickeln (vgl. Jessop 2005: 42 f.). Dies soll dadurch gelingen, dass eine *relationale Perspektive* eingenommen wird: „It examines structure in relation to action, action in relation to structure, rather than bracketing one of them. [...] In short, the SRA is concerned with the relations between structurally-inscribed strategic selectivities and (differentially reflexive) structurally-oriented strategic calculation“ (Jessop 2005: 48). Die damit aufgeworfene, aber von Jessop unbeantwortete Frage (vgl. dazu Bareis 2008) ist, wie eine entsprechende „SRA-Sozialforschung“ aussehen könnte. An dieser Stelle leistet die Akteur-Netzwerk-Forschung im Anschluss an die Überlegungen Latours bereits Weiterführendes. Für die hier zu diskutierende Frage ist nun aber vor allem von Interesse, dass sich Jessops SRA-Entwurf und Latours ANT-Modell – als einer Konkretion einer erkenntniskritischen Perspektive – auf der methodologischen Ebene

inzwischen sehr nahe kommen. Wenn Jessop einen Perspektivwechsel auf die „specific spatio-temporal selectivities of structures and the appropriateness of different spatio-temporal horizons of action“ fordert, dann erscheint der von Latour proklamierte Blickwechsel auf die Relation selbst, auf die Verbindungen, sehr anschlussfähig. Beiden Positionen scheinen sich die Herausforderung zu stellen, wie „das Soziale“ „nicht als ein spezielle(r) Bereich, eine bestimmte Sphäre oder eine besondere Art von Ding (zu) definieren (ist), sondern nur als eine sehr eigentümliche Bewegung des Wiederversammelns und erneuten Assoziierens“ (Latour 2007: 19). Die Aufgabe einer radikal-relationalen Sozialforschung besteht also darin, nicht nur zwei Pole (z. B. *Handlung* und *Struktur* oder *Individuum* und *Gesellschaft*) in Beziehung zu bringen und diese Pole aber unter der Hand als quasi-substantiell anzunehmen, sondern den analytischen Fokus auf die Relationen selbst, die wiederum die Pole erst (re)produzieren, zu richten. Das hieße aktuell beispielsweise die Frage zu stellen, wie die notwendige forschersische Auseinandersetzung mit den unterschieden und widersprüchlichen Verbindungen, in denen sich „Prekarität“ in den vergangenen Jahren wieder verstärkt materialisiert, aussehen könnte: Wie kann sozialforscherisch die wieder zugespitzte Stratifizierung sozialer Lebenslagen in Mitteleuropa erfasst werden, ohne eine fixierte präskriptive „Klassengesellschaftsstruktur“ vorzusetzen und dennoch deren Wirkmächtigkeit in den Blick zu nehmen?

- ▷ Im Anschluss an die Überlegungen von Michel Foucault (2003: 17 ff.) wäre dann als eine weitere erkenntnistheoretische Konsequenz die notwendige Inblicknahme der „Kampfbeziehungen und Machtverhältnisse“ notwendig. Die (Re)Produktionsprozesse der historisch-spezifisch gültigen *Ontologie* wären also zu untersuchen – wobei „Ontologie“ dann nicht die unterste Stufe einer Erkenntnisleiter meinen kann, von der aus jede Erklärung aus ihren Weg nehmen muss, sondern das Phänomen, das Judith Butler in folgenden Worten fasst: Gewisse Verhaltensweisen bringen „für den Umgang mit bestimmten Problemen im Lauf der Zeit als ihre Folge eine feste Ontologie hervor, und dieser ontologische Bereich beschränkt seinerseits unser Verständnis dessen, was möglich ist“ (Butler, Quelle: <http://transform.eipcp.net/transversal/0806/butler/de>; 1. April 2008). Folgen wir einem solchen relationalen Ontologiemodell ist auch der Erkenntnisprozess selbst als strategische Beziehung zu verstehen. Die Reden von der „neuen Klassengesellschaft“ wären also beispielsweise daraufhin unter die Lupe zu nehmen, inwiefern es hier um politische Einmischungsstrategien zur „Armutsbekämpfung“ geht oder um eine strategische Markierung von Redepositionen im wissenschaftlichen Feld.
- ▷ Das Plädoyer für eine solche erkenntniskritische Perspektive könnte schließlich den Schluss nahelegen, wie ich bereits angedeutet hatte, es gehe darum, statt einer kritisch-realistischen eine aktorsfokussierte Methodologie, beispielsweise im Anschluss an Latours ANT, einzunehmen. Sicherlich ist die

Akteursdimension entscheidend, allerdings ist diese in aktEURsfokussierten Methodologien und Konzeptionen zumeist systematisch unterbelichtet. Es fehlt bisher weitgehend an einer angemessenen Akteurstheorie in den deutschsprachigen Sozialwissenschaften und insbesondere der Sozialpolitikforschung und der Wissenschaft Sozialer Arbeit. Allerdings verfällt die Mehrheit der entsprechenden Angebote aktuell in denselben systematischen Akteursidealismus, wie ihn die ANT nahe legt. Ein angemessenes akteurstheoretisches Modell hätte diesen dagegen als *schwachen* und nicht als *starken Akteur* zu konzeptualisieren. Das hieße den Akteur in Bezug auf die Bestimmung von „Akten“ zu denken und nicht als (potenzielle) Quelle des Handlungsvollzugs. Akte sind im Sinne Slavoj Zizeks (2001: 524) ja gerade das, „das unerwartet einfach sich ereignet“, sich also im Dickicht des Gewebes von Akteuren und Dingen vollzieht, und nicht auf einen Akteur oder eine Akteursgruppe reduzierbar ist: Der Akt ist somit ein Ereignis, so heißt es bei Zizek weiter, „das (und vielleicht sogar am meisten) auch den Agenten dieses Aktes selbst überrascht“. Schwach ist dieser Akteur/Agent deshalb, weil er sich eben nicht auf der „Höhe des Aktes“ (ebd.: 525) befindet, sondern selbst von diesem überrascht werden kann und sich dementsprechend auch überraschen lassen sollte – was auch für die Sozialforscher/innen als Akteure im Beobachtungs- und Beschreibungsprozess gilt.

5 Zum Schluss ein Add-on: Bezugspunkte für die Frage theorie- systematischer Arbeiten zur Sozialen Arbeit im Angesicht des Gesagten

Die Aufgabenstellung, theorie-systematische Beiträge in den verschiedenen Feldern der Sozialwissenschaften sollten eine relationale Forschungsperspektive einnehmen, wird bereits seit einiger Zeit immer vehementer formuliert. Entsprechende Forderungen nach einer solchen relationalen Theoriebildung finden sich sowohl in der allgemeinen Sozialwissenschaft (vgl. Reckwitz 2006: 51 ff.) als auch in ganz unterschiedlichen Forschungsfeldern, beispielsweise in der Raumsoziologie (vgl. Löw 2001: 130 ff.), der Sozialisationstheorie (vgl. May 2004), der feministischen Theorie (vgl. Althoff/Bereswill/Riegraf 2001: 210 ff.), aber auch an einigen Stellen in der Wissenschaft Sozialer Arbeit (vgl. dazu Hamburger 2008: 98 ff.). Allerdings bleibt auch der Großteil dieser Versuche bei einer mehr oder weniger modifizierten Adaption von Handlung-Struktur-Relationierungen im Anschluss an Modelle wie Giddens' Strukturierungstheorie stehen (vgl. zur Kritik des strukturierungstheoretischen Ansatzes aus Perspektive des Critical Realism Jessop 2005; aus erkenntniskritischer Sicht Latour 2007: 292 ff.).

In modifizierter Erweiterung der analytischen Betrachtungen von Sascha Neumann und Philipp Sandermann in diesem Heft, die eine bisher noch nicht vollzogene sozialwissenschaftliche Wende in der Wissenschaft Sozialer Arbeit konstatieren (vgl. den Beitrag von Neumann/Sandermann in diesem Heft), würde ich aus dem bisher Gesagten vorläufig schlussfolgern, dass die weitere Etablierung einer angemessenen Sozialforschung im Bereich der Sozialen Arbeit erstens mit Bezug auf die anti-essentialistische Einsicht geschehen sollte, dass weder „die Gesellschaft“ noch „die sozialen Agenten“ ein Wesen haben (Laclau/Mouffe 2000: 133). Wenn dem so ist, können analytische Rekonstruktionen wie systematische Selbstbeschreibungen Sozialer Arbeit allerdings – zweitens – nicht schlicht als „subjektorientiert“ oder „gesellschaftsbezogen“ – oder gar beides – konzeptionell verankert werden. Auch polar angelegte Vermittlungsbestimmungen Sozialer Arbeit als Praxis zwischen „Individuum und Gesellschaft“ oder „System und Lebenswelt“ erweisen sich dann analytisch als unzureichend, solange sie die Pole dieser Bestimmungsversuche voraussetzen. Denn solche „Gedankenfiguren [täuschen] über die inneren Vermittlungen hinweg“ (Ritsert 1996: 360). Eine (Sozial)Wissenschaft Sozialer Arbeit steht demgegenüber vor der Aufgabe, so ließe sich im kritischen Anschluss an Latour formulieren, sich den Vermittlungen selbst zu stellen. Es geht um „[V]ersuche der Verbindung zu folgen, die die Akteure zwischen [den] Elementen herstellen, auch wenn sie dir vollkommen inkommensurabel erschienen wäre, wenn du dich an die üblichen Verfahren gehalten hättest.“ Gleichzeitig, und das sollte die Perspektive der *Critical Realists* lehren, darf eine solche akteurstheoretische Perspektive nicht zur Idealisierung der Akteursseite verkommen, oder anders gesprochen: Der Gefahr des makroanalytischen Defizits (vgl. Schroer 2008) muss – auch – in der Wissenschaft Sozialer Arbeit dadurch begegnet werden, dass sehr wohl Regelmäßigkeiten des gegenwärtig Sicht- und Sagbaren als Begrenzungen des Existierenden rekonstruiert werden. Zugleich darf diese analytische Bestimmung der Grenzen des gegenwärtig Existierenden – und Bestimmenden – nicht einen theorie-konzeptionellen Umformungsprozess anstoßen, mit dem Regelmäßigkeitsmuster in fixierte präskriptive Strukturen umgeformt werden. Eine Gefahr, die das vehemente Pochen auf die Realität der Realität vor allem in den frühen Arbeiten Bhaskars nach sich ziehen kann.

Mit Latour könnte die notwendige Ausarbeitung einer anti-essentialistischen Perspektive im Feld der Wissenschaft Sozialer Arbeit somit in folgender Weise zugespitzt in eine Formel gegossen werden: „Man muß die Wissenschaft Sozialer Arbeit in einer Weise praktizieren, daß die Ingredienzien, aus denen das Kollektiv besteht, regelmäßig erneuert werden“ (Latour 2007: 448; im Original „Soziologie“ statt „Wissenschaft Sozialer Arbeit“). Nicht „Gesellschaft“, nicht „Subjekt“, nicht „Erziehungswirklichkeit“ und nicht „Handlungsfähigkeit“ sollte eine (Sozial)Wissenschaft Sozialer Arbeit voraussetzen, sondern allein die Tatsache

sozialer Praktiken in historisch-spezifischer Regelmäßigkeit (z. B. als diskursive Regelmäßigkeiten und Dispositivmuster). Diese gilt es immer wieder und immer neu zu rekonstruieren. *Insofern* sollte eine (Sozial)Wissenschaft Sozialer Arbeit sich einem Realismus verschreiben – allerdings einem Realismus, der nach den Regelmäßigkeiten sozialer Zusammenhänge sucht und nicht eine spezifische Realität „des Sozialen“ theorie-systematisch voraussetzt. Man könnte dann von einem *anti-essentialistischen Realismus* sprechen. Nimmt sich die Wissenschaft Sozialer Arbeit dieser Aufgabe an, dann ließe sich mit Bruno Latour (2007: 270) in folgender Weise auf die Einwände essentialistischer Realismen – zugegebener Maßen etwas süffisant – reagieren: „Wie Sie sagten, ich bin, letztlich ein naiver Realist, ein Positivist“ – und dazu hin ein „glücklicher“, würde Michel Foucault ergänzen.

Anmerkungen

- 1 Bewusst verwende ich innerhalb der vorliegenden Überlegungen die englische Bezeichnung „critical realism“, um zu symbolisieren, dass ich mich auf die entsprechende englischsprachige Auseinandersetzung beziehe. Denn eine entsprechende deutschsprachige Diskussion zum „kritischen Realismus“ fasst erst ganz langsam in den vergangenen Jahren Fuß, und besteht bisher erst aus vereinzelt Adaptionen englischsprachiger Positionen.
- 2 Vgl. zum Überblick auch Archer et al 1998; Beiträge im Journal of Critical Realism seit 2002: <http://equinoxjournals.com/ojs/index.php/JCR/issue/archive>; Stand: 20. März 2008). Theorie-systematischer Ausgangspunkt des critical realism ist eine Unterscheidung von „transitive“ und „intransitive knowledge“, wie sie Roy Bhaskar in seiner Realist Theory of Science vor 30 Jahren vorgeschlagen hat (Bhaskar 1975: 21 ff.).
- 3 Auf die These eines „radikalen Konstruktivismus“, jede Objektivität sei aufgrund subjektiv-differenter Weltwahrnehmungen unmöglich, soll an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden, da sich diese Behauptung in der Konfusion verliert, auf die Gilles Deleuze (1996) bereits ausführlich aufmerksam gemacht hat: hier wird Relativismus naiv als „Relativität des Wahren“ übersetzt. Eine solche Unterstellung wird aber weder sozialkonstruktivistischen noch diskurstheoretischen Perspektiven gerecht, denen es nicht um die Relativität des Wahren, sondern um die „Wahrheit des Relativen“ geht, und auf die ich mich daher im Weiteren konzentrieren möchte.
- 4 Die Anspielung auf Althussers Überdeterminierungsmodell, mit dem er ökonomisch-marxistischen Analysen, die Ökonomie als determinierende Instanz außerhalb sozialer Zusammenhänge ansiedeln, zu widersprechen versucht und in Bezug auf diese einen konstitutiven gegenseitigen Determinierungseffekt von Ideologie und Ökonomie beschreibt, ist keineswegs zufällig. Denn Bhaskar wie Laclau setzen sich mit dessen strukturelem Marxismus in ihren Arbeiten explizit auseinander (vgl. dazu ausführlich Curry 2002, 2004).

Literatur

- Adorno, Theodor W. 1958: Standort des Erzählers im modernen Roman, in: ders: *Noten zur Literatur I*, Frankfurt a.M., S. 61–72
- Althoff, Martina /Bereswill, Mechthild /Riegraf, Birgit 2001: *Feministische Methodologien und Methoden. Traditionen, Konzepte, Erörterungen*. Wiesbaden.
- Archer, Margaret/Bhaskar, Roy/Collier, Andrew/Lawson, Tony/Norrie, Alan (Hg.) (1998): *Critical Realism: Essential Writings*. London/New York: Routledge.
- Baumert, Jürgen et al. (Hg.) 2001: *PISA 2000: Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich*. Opladen.
- Bareis, Ellen (2008/i.E.): Bob Jessops staats- und regulationstheoretischer Ansatz – ein möglicher Zugang zu einer kritischen Sozialraumforschung? In: Kessl, Fabian/Reutlinger, Christian (Hg.): *Schlüsselwerke der Sozialraumforschung. Traditionslinien in Texten und Kontexten*. Wiesbaden.
- Beck, Ulrich 1983: *Jenseits von Stand und Klasse?*, in: Kreckel, Reinhard (Hg.): *Soziale Ungleichheiten, Sonderband der Sozialen Welt*, S. 35–74
- Bhaskar, Roy 1975: *A Realist Theory of Science*. Leeds.
- Bhaskar, Roy 1997: *On the Ontological Status of Ideas*. In: *Journal for the Theory of Social Behavior*. 27. Jg., Heft 2/3, S. 139–147
- Butler, Judith: Was ist Kritik? Ein Essay über Foucaults Tugend (Quelle: <http://transform.eipecp.net/transversal/0806/butler/de>; Stand: 1. April 2008)
- Chassé, Karl August: *Unterschicht, prekäre Lebenslagen, Exklusion – Versuch einer Dechiffrierung der Unterschichtsdebatte*. In: Kessl, Fabian/Reutlinger, Christian/Ziegler, Holger (Hg.) 2007: *Erziehung zur Armut? Soziale Arbeit und die „neue Unterschicht“*. Wiesbaden.
- Curry, Neil 2002: *Lost in Transit. Reconceptualising the real*. In: Joseph, Jonathan/Roberts, John Michael (Eds.): *Realism Discourse and Deconstruction*. London/New York: Routledge.137–149
- Curry, Neil 2004: *Beyond the Marxism/post-Marxism divide*. In: Brown, Andrew (Ed.): *Critical Realism and Marxism*. London/New York: Routledge, S. 116–130
- Deleuze, Gilles 1996: *Fluchtlinien der Philosophie*. München.
- Demirovic, Alex 1999: *Der nonkonformistische Intellektuelle. Die Entwicklung der Kritischen Theorie zur Frankfurter Schule*. Frankfurt a.M.
- Geißler, Heiner 1976: *Die Neue Soziale Frage. Analysen und Dokumente*. Freiburg.
- Gill, Bernhard: *Über Whitehead und Mead zur Akteur-Netzwerk-Theorie. Die Überwindung des Dualismus von Geist und Materie – und der Preis, der dafür zu zahlen ist*. In: Schroer, Markus/Schüttpelz, Erhard (Hg.) 2008: *Bruno Latours Kollektive*. Frankfurt a.M., S. 47–75
- Fairclough, Norman/Jessop, Bob/Sayer, Andrew 2002: *A critical realist interpretation of the effectivity of the production of meaning*. In: Joseph, Jonathan/Roberts, John Michael (Eds.): *Realism Discourse and Deconstruction*. London/New York: Routledge.
- Hamburger, Franz 2008: *Einführung in die Sozialpädagogik*. Stuttgart (2. Auflage).
- Herkommer, Sebastian 2005: *Ausgrenzung und Ungleichheit. Thesen zum neuen Charakter unserer Klassengesellschaft*. In: Anhorn, Roland/Bettinger, Frank (Hg.): *Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit*. Wiesbaden, S. 57–76

- Horkheimer, Max 1970: Traditionelle und kritische Theorie. In: ders.: Traditionelle und kritische Theorie, Vier Aufsätze. Frankfurt a. M./Hamburg, S. 12–56
- Jessop, Bob 2005: Critical Realism and the Strategic-Relational Approach. In: *New Formations*. Autumn, Heft 56, S. 40–53
- Jessop, Bob 2007: Kapitalismus, Regulation, Staat. *Ausgewählte Schriften*. Hamburg.
- Joseph, Jonathan/Roberts, John Michael (Eds.) 2002: *Realism Discourse and Deconstruction*. London/New York: Routledge.
- Kessl, Fabian 2006: Aktivierungspädagogik statt wohlfahrtsstaatlicher Dienstleistung? Das aktivierungspolitische Re-Arrangement der bundesrepublikanischen Kinder- und Jugendhilfe. In: *Zeitschrift für Sozialreform*, 52. Jg., Heft 2, S. 217–232
- Laclau, Ernesto 2002: *Emanzipation und Differenz*. Wien.
- Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal 2000: *Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus*. Wien.
- Lamp, Fabian 2007: Soziale Arbeit zwischen Umverteilung und Anerkennung. *Der Umgang mit Differenz in der sozialpädagogischen Theorie und Praxis*. Bielefeld.
- Latour, Bruno 2001: *Das Parlament der Dinge: Naturpolitik*. Frankfurt a.M.
- Latour, Bruno 2007: *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*. Frankfurt a.M. 2007.
- Leisering, Lutz 1997: Individualisierung und „sekundäre Institutionen“ – der Sozialstaat als Voraussetzung des modernen Individuums. In: Beck, Ulrich/ Sopp, Peter (Hg.), *Individualisierung und Integration. Neue Konfliktlinien und neuer Integrationsmodus?*. Opladen, S. 143–159
- Löw, Martina 2001: *Raumsoziologie*. Frankfurt a.M.
- MacDonald, Robert: 1997: Dangerous youth and the dangerous class. In: ders. (Ed.): *Youth, the “Underclass” and Social Exclusion*. London: Routledge, S. 1–25
- May, Michael 2004: *Selbstregulierung. Eine neue Sicht auf die Sozialisation*. Gießen
- Morén, Stefan/Blom, Björn 2003: Explaining Human Change – on Generative. Mechanisms in Social Work Practice. In: *Journal of Critical Realism*, 2. Jg., Heft 1., S. 37–61
- Neckel, Sighard 2008: Die gefühlte Unterschicht. Vom Wandel der sozialen Selbsteinschätzung. In: Lindner, Rolf/ Musner, Lutz (Hg.): *Unterschicht. Kulturwissenschaftliche Erkundungen der „Armen“ in Geschichte und Gegenwart*, Freiburg/Berlin/Wien, S. 19–40
- Neugebauer, Gero 2007: *Politische Milieus in Deutschland. Die Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung*. Bonn.
- Nolte, Paul 2004: *Generation Reform. Jenseits der blockierten Republik*. München.
- Nonhoff, Martin 2006: *Politischer Diskurs und Hegemonie. Das Projekt „Soziale Marktwirtschaft“*. Bielefeld.
- Rauschenbach, Thomas/Gängler, Hans (Hg.) 1992: *Soziale Arbeit und soziales Risiko*. Neuwied/Kriftel/Berlin.
- Reckwitz, Andreas 2006: *Das hybride Subjekt: eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*. Weilerswist.
- Ritsert, Jürgen 1996: *Einführung in die Logik der Sozialwissenschaften*. Münster.
- Schroer, Markus 2008: Vermischen, Vermitteln, Vernetzen. Bruno Latours Soziologie der Gemenge und Gemische im Kontext. In: Schroer, Markus/Schüttelpelz, Erhard (Hg.): *Bruno Latours Kollektive*. Frankfurt a.M., S. 361–398.
- Sims-Schouten, Wendy/Riley, Sarah C.E./Willig, Carla 2007: *Critical Realism in Discourse Analysis*. In: *Theory & Psychology*, 17. Jg., Heft 1, S. 101–124

Tarde, Gabriel 2003: Die Gesetze der Nachahmung. Frankfurt a.M.
Tarde, Gabriel 2008/i.E.: Methodologie und Soziologie. Frankfurt a.M.
Zizek, Slavoj 2001: Die Tücke des Subjekts. Frankfurt a.M.

*Fabian Kessl, Erziehungs- und Politikwissenschaftler.
Kontakt: Universität Bielefeld, Fakultät für Erziehungswissenschaft,
AG 8: Soziale Arbeit,
Postfach 10 01 31, 33501 Bielefeld
E-mail: fabian.kessl@uni-bielefeld.de*





Georg Cleppien

Lebensweltorientierte Orientierung in Widersprüchen

Die Verunsicherung sozialarbeiterischen Entscheidens angesichts von Kontingenzen und Ungewissheiten ist gegenwärtig professionstheoretisch ein zentral diskutiertes Thema. Anlass für diese Debatte ist die Diagnose von Unübersichtlichkeit, Offenheit und Komplexität. Hervorgehoben wird u. a. die Fraglichkeit der sozialpädagogischen Orientierungen, aber auch das Problem, dass SozialpädagogInnen ihre spezifische Professionalität nicht gegen politische oder andere professionelle Ansprüche durchsetzen können (vgl. Thiersch 1993). Mit Blick auf die Fraglichkeit von Orientierungen werde ich im Folgenden einen Interpretationsvorschlag dazu erörtern, was es heißt, sich zu orientieren, um das bei Verunsicherungen zugrunde liegende Orientierungsproblem genauer spezifizieren zu können. Daran anschließend werde ich in Rekurs auf ein Konzept, welches als Orientierungshilfe für die sozialpädagogische Berufspraxis entwickelt wurde, nachzeichnen, wie das Problem gedeutet wird und welche Lösungen thematisiert werden. Das von mir ins Zentrum gestellte Konzept ist das einer „Lebensweltorientierten Sozialen Arbeit“ von Hans Thiersch (1992). Da dieses Konzept als wissenschaftlich begründete Orientierungshilfe zu verstehen ist, werde ich dieses abschließend im Kontext sozialpädagogischer Reflexion verorten und auf einige Bedingungen des Konzeptes hinweisen. Deutlich wird dabei, dass das Konzept als Orientierungsangebot mit Versuchscharakter konzipiert ist, welches sich zukünftig noch bewähren muss. Damit aber ist, so meine These, das zugrunde liegende Orientierungsproblem gleichzeitig bearbeitet wie verkannt. Und es lässt sich zeigen, dass die Verkennung aus einem Vorverständnis sozialpädagogischer Berufspraxis resultiert, in der ein Bedürfnis nach Orientierung besteht, für dessen Befriedigung die Möglichkeit zukünftiger Bewährung als ausreichend angesehen wird. Diese Variante der Lösung, im Sinne einer Hoffnung auf Zukünftiges, ist ein spezifisch moderner Umgang mit Problemen (vgl. Cleppien 2007), der nicht in jedem Fall als hilfreich angesehen werden kann.

Was heißt, sich orientieren?

Über Orientierung wird viel geschrieben und noch öfter nachgedacht. Aus der empirischen Forschung sind u. a. die Rekonstruktionen von Orientierungsmustern bekannt (vgl. Bohnsack 2001). Innerhalb der Psychologie wird der Zusammenhang von „kognitiver Orientierung und Verhalten“ beschrieben (Kreitler/Kreitler 1976) und auch bei Talcott Parsons (1996) findet sich im Kontext seiner frühen Theorie sozialen Handelns die zentrale Unterscheidung zwischen kognitiver, affektuellem und teleologischer Orientierung. Während im ersteren, empirisch-rekonstruktiven Falle eher nach situationsübergreifenden Mustern gefragt wird, wird in den beiden letzteren Interpretationskontexten neben dem Wissen, den Zielen und den Emotionen die Deutung der Situation als relevanter Aspekt der Orientierung hervorgehoben. Orientierung wird als Form der Situationsbewältigung gelesen. Sie gilt als situativ gegeben. Von diesen Ansätzen lassen sich solche unterscheiden, die annehmen, dass praktisches Handeln zu orientieren ist. So lässt sich z. B. der Anspruch von oder die Erwartung an Geisteswissenschaften in dieser Orientierungsfunktion festmachen (vgl. Scholtz 1991). Hier lässt sich die Orientierungsfunktion pädagogischen Wissens einordnen und hinterfragen. Aber auch der Ansatz von Hans Thiersch (1992) ist hier zu verorten, wenn er sozialpädagogische Hilfen als Unterstützungen bei Orientierungen versteht. Orientierung scheint in diesen Betrachtungen Aufgabe und Problem gleichzeitig zu sein. Damit wird sie als nicht mehr fraglos gegeben vorausgesetzt. Die Gegebenheit von Orientierung impliziert nämlich, dass Personen in Situationen immer bereits orientiert sind und spezifischen Orientierungsmustern folgen. Wer von der Fraglichkeit der Orientierung ausgeht, nimmt hingegen an, dass die spezifischen Orientierungsmuster bzw. die Orientierungen von Personen nicht zur konkreten Situation passen. Vorausgesetzt wird dabei ein Maß im Sinne der Möglichkeit einer Beurteilung von Orientierung in ihrer Passung zur Situation. Es geht um Angemessenheit und Adäquatheit. Sich-Orientieren wird somit zu einer Aufgabe, diese Angemessenheit und Adäquatheit in Situationen zu leisten. Festzuhalten ist erst einmal, dass die Annahme, dass Orientierung Problem und Aufgabe ist, zwar für die Soziale Arbeit als Bezugspunkt konstatiert werden kann, aber gleichzeitig der Begründung bedarf, weil erst einmal fraglich ist, worin die Diskrepanz von Orientierung und Situation besteht. Eine solche Diskrepanz wird ja vorausgesetzt, wenn überhaupt von Desorientierung gesprochen wird. Und insofern gilt es erst einmal aufzuzeigen, wie es vorzustellen ist, dass jemand orientiert bzw. desorientiert ist.

Was also heißt, sich zu orientieren? Man kann sagen, orientiert sein ist eine Leistung, „sich in wechselnden Situationen zurechtzufinden und in ihnen Handlungsmöglichkeiten zu erschließen“ (Stegmaier 2005: 17). Damit geht es in der Orientierung erst einmal darum, etwas zu machen bzw. weiterzukommen. Wie aber ge-

schieht dies? Ich orientiere mich in einer Situation, in dem ich herumschaue und nach Anhaltspunkten suche. Sich-Orientieren ist dementsprechend eine Tätigkeit. „Das Ziel der Orientierung selbst ist, wie man sagt, ‚Übersicht‘ über eine Situation zu gewinnen, in der man sich befindet und die nötig ist, etwas zu tun. Eine Orientierungssituation ist eine nicht ‚haltbare‘ Situation, die nach einer ‚haltbaren‘ Orientierung verlangt“ (Stegmaier 2007: 83). Man kann folglich weiter festhalten, dass der Orientierung ein Bedürfnis zugrunde liegt, Anhaltspunkte zum Handeln zu haben. Die Leistung der Orientierung liegt also in der erzeugten Übersicht über eine Situation, die das Bedürfnis nach Anhaltspunkten für weiteres Agieren befriedigt. Für diese Übersicht bedarf es einer Ordnung von Anhaltspunkten, im Sinne einer Kenntnis von allem, was in der Situation relevant ist, aber nicht als Kenntnis von allem, was in einer Situation ist. „Denn in einer Übersicht über eine Situation übersieht man alles, was in ihr von Belang ist, man sieht alles, sieht alles aber zugleich auch nicht, übersieht, übergeht alles Einzelne (die berühmten Bäume), um das Ganze (den berühmten Wald) zu sehen“ (ebd.: 85). Dem Bedürfnis nach Anhaltspunkten bzw. Orientierung entspricht ein Gefühl von Orientiertheit. Und während aufgrund des Bedürfnisses nach Orientierung auch unausweisbare Annahmen, die für das Handeln wichtig sind, als Rechtfertigung gelten, entsprechen den Gegebenheiten von Orientierung als Gefühl deren Unkonkretheiten.

Nimmt man diese unterschiedlichen Aspekte zusammen, lässt sich Orientierung als ein spezifischer Bezug von Personen auf Situationen verstehen. Die Person selbst ist nicht nur Deutende/r der Situation sondern auch in der Situation. Insofern Orientierung Übersicht voraussetzt, in der Situation aber eine absolute Übersicht nicht möglich ist, bleibt Orientierung immer nur vorübergehend und situationsbezogen, am Konkreten und Auffälligen ausgerichtet. Sie kann sich von Moment zu Moment wandeln. Es können neue Anhaltspunkte hinzukommen. Die Person kann anderes sehen, kann andere Prioritäten setzen. Insofern scheint die Leistung des Orientiertseins abhängig von unterschiedlichen Vorstellungen, die die Person von sich und der Situation hat. Und diese Vorstellungen stehen nicht alleine, sondern sind bezogen auf lebensumweltliche Kontexte, gesellschaftliche Institutionen und einen allgemeinzugänglichen Wissensvorrat. Hierzu gehören Vorstellungen über die Person selbst, über das konkrete Ziel in Abhängigkeit von allgemeinen Zielen, über die Welt, die Situation und die eigenen Mittel und Fähigkeiten. Man kann also kurz fassen, dass sich *jemand an* etwas oder jemandem, *in Bezug auf* etwas *mit Hilfe von* jemandem oder etwas *vermöge von* etwas ausrichtet (vgl. Luckner 2005: 226). Eine Person (*jemand*, ein Wanderer) orientiert sich (reflexiv) an spezifischen Orientierungsinstanzen (*an* Waldwegen, Markierungen). Diese Person bindet ihre Orientierung an einen Bereich (*in Bezug auf* den Wald), in dem die Orientierung angemessen ist, und orientiert sich mit spezifischen Ressourcen (*mit Hilfe von* Karten) und Fähigkeiten (*vermöge von* Kartenlesen).

Was kann diese kurze Erörterung von Orientierung zur Frage nach Desorientierung beitragen? – Viel. Des-Orientiertheit kann als „Unpassung“ von Orientierung und Situation, und zwar sowohl als Problem der Deutung, als auch als Problem der Bewältigung gesehen werden. Dies wird in der Regel als Krise bezeichnet. Aus einer lebenspraktischen Perspektive wird Krise als Deutung einer Situation verstanden, die es zu bewältigen gilt. Lässt sich Desorientierung als eine nicht-erbrachte Leistung beschreiben? – Ja. Das Vorankommen in Situationen zeugt, wie die Positionen der Fraglosigkeit von Orientierung voraussetzen, von Orientiertheit. Beruht Desorientierung auf Untätigkeit? – Nein. Weil weniger die Untätigkeit als der Mangel an Übersicht Bedingung von Desorientierung ist. Fehlende Übersicht ist hier aber nicht als Unübersichtlichkeit zu verstehen, denn unübersehbar ist jede Situation. Vielmehr ist fehlende Übersicht ein Mangel an Relevanzen und gefundenen Anhaltspunkten. Und dieser Mangel kann auch bei noch so viel bemühter Tätigkeit entstehen. Man kann aber auch sagen, dass Desorientierung bereits dann gegeben ist, wenn inne gehalten wird, um sich zu orientieren. Desorientierung ist also gleichsam der Normalfall und Orientierung ist nur situativ gegeben. Auf jeden Fall wird Desorientierung als Abwesenheit von Orientierung gelesen, was nicht heißt, dass nicht noch eine Spur von Orientiertheit vorhanden sein kann und im nächsten Moment nicht Anhaltspunkte für eine Wieder- oder Neuorientierung gefunden werden. Desorientierung ist ein Moment des Inne-Haltens, was nicht heißt, dass im nächsten Moment bereits Orientierung gefunden wird. Aber Desorientierung ist auch mehr, weil sie als Zustand anhalten kann. Desorientierung als Normalfall ist Folge der Interpretation von Orientiertheit als Leistung. Die Verlagerung des analytischen Blicks auf die Leistung der Bewältigung von Des-Orientiertheit bedingt, dass Orientiertheit erst als Aufgabe interpretiert werden kann.

Nun kann mit Hilfe der oben angedeuteten Unterscheidung von Person, Bereichen, Instanzen, Ressourcen und Fähigkeiten Desorientierung dahingehend konkretisiert werden, an welcher dieser Stellen Desorientierung einsetzt. So lassen sich drei Typen der Desorientierung vorstellen: erstens die Desorientierung aufgrund von Unerfahrenheit bezüglich entweder der Orientierungsmittel oder der Orientierungsfähigkeiten (Mangel an Karten oder der Kartenlesefähigkeit); zweitens die Desorientierung aufgrund von Unsicherheit bezüglich der Orientierungsinstanzen (Nicht-Wissen, welchen Markierungen zu folgen ist); drittens die Desorientierung aufgrund von Uneigentlichkeit des reflexiven Orientierungssubjekts (Nicht-Wissen, ob man Wanderer, Waldarbeiter oder Schmuggler ist) (vgl. ebd.: 227 f).¹ Desorientierung ist hierbei immer auf einen spezifischen Bereich und eine spezifische Situation zu beziehen, weil auch Orientierung situations- und bereichsbezogen zu verstehen ist.

Lebensweltorientierung

Die Soziale Arbeit erfüllt in der modernen Gesellschaft, folgt man hier Hans Thiersch (1992), Unterstützungsleistungen bei der Aufgabe, sich zu orientieren. Damit wird die Möglichkeit von Desorientierung vorausgesetzt und man kann festhalten, dass die Aufgabe der Orientierung in der modernen Gesellschaft als eine gesondert zu erbringende Leistung betrachtet wird. „Die Aufgabe, sich zu orientieren, wird eine eigene, aufwendige und schwierige; sie bedeutet in der Zumutung der Selbstbehauptung zugleich Chance und Überforderung“ (ebd.: 21). Aber wie kommt es dazu, dass Orientierung nicht mehr vorausgesetzt werden kann. Der Blick auf die Bedingungen der Desorientierung eröffnet die Möglichkeit, das Problem zu konkretisieren und das Konzept „Lebensweltorientierung“ als Form der Orientierung für diejenigen zu verstehen, die die Unterstützungsleistungen bei der Aufgabe, sich zu orientieren, erbringen. Im Folgenden sind einige Aspekte dieser Möglichkeit anzudeuten.

Orientierung als Aufgabe

Der Kern des Konzeptes „Lebensweltorientierung“ ist, dass Offenheit, Ganzheitlichkeit und Allzuständigkeit als Kriterien professionell-sozialpädagogischen Entscheidens thematisiert werden. Dies scheint der vorausgesetzten Desorientierung und der daraus abgeleiteten Orientierung als Aufgabe zu widersprechen. Wenn Offenheit als Problem der Orientierung vorausgesetzt wird, wie ist dann von Offenheit als Kriterium der Orientierung zu sprechen? Die Öffnung, die Hans Thiersch als Orientierungspunkt sozialpädagogischen Handelns ansetzt, muss sich auf die Situationsbewältigungsstrategien beziehen und weniger auf die Offenheit der Situationen. Damit wird aber von einer Verschlossenheit der Bewältigungsstrategien gegenüber einer vorausgesetzten situativen Offenheit ausgegangen. Diese Diskrepanz von Offenheit der Situation und Verschlossenheit der Bewältigung sind erst einmal Ausgangspunkte der sozialpädagogischen Unterstützungsleistung, lassen sich aber in einem weiteren Schritt auch auf das sozialpädagogische Entscheiden beziehen. Offenheit, Ganzheitlichkeit und Allzuständigkeit sind als Kriterien der Orientierung zu verstehen, weil von der auszugehenen alltäglichen Bewältigung angenommen wird, dass sie verengt, einseitig und partikular ist. Es geht in der Sozialpädagogik nicht um eine vorgängige Offenheit, sondern um eine Öffnung, welche in Abhängigkeit zur Geschlossenheit der Bewältigung zu verstehen ist. Diese Öffnung lässt sich aber nur in Abhängigkeit von der Interpretation einer spezifischen Vorgängigkeit und einem Verständnis der Passung von Öffnung und den Orientierungsaufgaben verstehen.

Ansatzpunkt ist, so konstatiert Hans Thiersch (1978), die Verblendung, Borniertheit und Routiniertheit des Alltags. „Wenn Alltäglichkeit so unmittelbar strukturierend und entlastend ist, praktiziert sie Bewältigungskompetenz, eine durch Erfahrung gesättigte Kompetenz, auch Kreativität und Witz. Diese Kompetenzen aber sind bezahlt mit Verengung, Ausgrenzung, ja Borniertheit. Unfähigkeit und Unwillen, die Verhältnisse zu hinterfragen, bestimmen zwar die Effektivität des Pragmatischen, zugleich aber bedeuten sie eine gefährdete, ja mindere Lebensqualität“ (Thiersch 2002: 121). Die Gegenübersetzung von Effektivität des routinisierten Umgangs mit alltäglichen Geschäften und der Borniertheit gegenüber Veränderungen, die auf Unfähigkeit und Unwillen des Hinterfragens von Verhältnissen beruht, ist Bedingung der Möglichkeit einer sozialpädagogischen Öffnung und gleichzeitig Kriterium der Begrenzung dieser Öffnung. Die Effektivität des Pragmatischen besitzt einen eigenen Wert, den es zu bewahren gilt. Die Borniertheit gegenüber Veränderungen hingegen hat in einer sich wandelnden Gesellschaft die Einschränkung von Lebensqualität zur Folge. Hierbei ist z. B. an das Gefühl des „Abgehängt-Seins“ zu denken. Dieses entsteht aus einer Diskrepanz von gesellschaftlichem Wandel und den eigenen Einstellungen, der Unfähigkeit oder dem Unwillen, sich selbst zu verändern. Hans Thiersch konstatiert diesbezüglich eine Krise der Lebensbewältigung, „in der angesichts einer schwieriger und aufwendiger werdenden Normalität unseres Lebens sich Chancen, Zumutungen, Überforderungen und Gefährdungen in neuer Weise stellen“ (Thiersch 1993: 14). Aufgrund einer Pluralisierung der Lebenslagen und einer Individualisierung der Lebensführung gerät die Alltäglichkeit in eine Krise. Dies bedingt, dass „die Bewältigungsmuster der Alltäglichkeit – also die Orientierung im Überschaubaren, im Pragmatischen, in erfahrenen Routinen – neu gefunden werden müssen“ (Thiersch 2002: 121). Es bedarf aufgrund der veränderten Bedingungen jener Möglichkeiten, sich auf Veränderungen einzustellen, Orientierungen zu ändern bzw. zu finden und neue Bewältigungsmuster auszuprobieren.

Nimmt man nun das Konzept „Lebensweltorientierung“ in den Blick, lässt sich Sozialpädagogik als Hilfe bei der Bewältigung der Orientierungsaufgabe in der modernen Gesellschaft verstehen. Die Sozialpädagogik ist eine Orientierungsinstanz für spezifische AdressatInnengruppen. Als eine solche Instanz ist sie neben anderen Instanzen ein gesellschaftliches Angebot unter anderen Angeboten. Die entscheidende Frage, die mit dem Konzept „Lebensweltorientierung“ gestellt wird, lautet: Wodurch zeichnet sich die Sozialpädagogik als Orientierungsinstanz gegenüber anderen Instanzen aus? Die Antwort ist denkbar einfach: durch Lebensweltorientierung. Während nämlich andere Instanzen einfach Angebote unter anderen sind, erscheint die Sozialpädagogik als ein Angebot, welches sich speziell an der Bewältigung im Alltag und deren Problemen ausrichtet. Sie erzeugt Relevanzen. Und demnach kann professionelle Hilfe in diesem

Kontext nur auf einem „Respekt vor dem Eigensinn gegebener lebensweltlicher Ressourcen“ (Thiersch 1993: 14) beruhen. Dazu bedarf es spezifischer Strukturen und Kompetenzen, die es erst ermöglichen, „neue, tragfähige lebensweltliche Verhältnisse – neue Handlungs- und Verständigungsmuster – zu schaffen, also auf die Erkenntnis und Ermutigung zum Ausbau und zur Inszenierung lebensweltlich tragfähiger Ressourcen“ (ebd.) hinzuwirken. Des Weiteren können fünf Strukturmaximen als grundlegend angesehen werden, weil mit ihnen die Relevanz des Angebotes für die adressatenspezifische Orientierung verstärkt werden kann:

- ▷ die Prävention (als Stabilisierung und Gestaltung belastbarer unterstützender Infrastrukturen sowie als Herausbildung allgemeiner Kompetenzen der Lebensbewältigung),
- ▷ die Alltagsnähe (als Präsenz der Hilfen im Sinne von Erreichbarkeit und Niederschwelligkeit aber auch als ganzheitliche Hilfen mit für die alltäglichen Probleme offenen Zugängen),
- ▷ die Integration (als Bearbeitung von Ausgrenzung, Unterdrückung und Gleichgültigkeit),
- ▷ die Partizipation (als Herstellung der Vielfältigkeit von Beteiligungs- und Mitbestimmungsmöglichkeiten) und
- ▷ die Dezentralisierung/Regionalisierung und Vernetzung (als Betonung der Passung zum konkreten, lokalen Angebot und der Kooperation mit bereits bestehenden Angeboten).

Es ist die Notwendigkeit der Öffnung alltäglicher Schließungen, die Hans Thiersch als Aufgabe an die AdressatInnen der Sozialen Arbeit gestellt sieht und die er mit Blick auf darin verborgene Chancen und Überforderungen thematisiert wissen will. Möglich ist dies, weil er erstens Orientierung als Aufgabe sieht und damit Des-Orientiertheit als strukturell gegeben voraussetzt. Zweitens wird Orientierung als Leistung interpretiert, die der Bewältigung von Situationen dient. Von dieser Bewältigungsleistung, also aus der Perspektive eines nachträglichen Umgangs mit Des-Orientiertheit erscheinen alltägliche Bewältigungsmuster, in ihrer Funktion der Bewältigung wertvoll, in ihrer selektiven Eigenschaft situativer Übersichten aber problematisch. Unterstützung bei Orientierungsaufgaben kann nur Öffnen der Verschlussenheit bei gleichzeitigem Respekt vor dem Wert der pragmatischen Bewältigung bedeuten. Dies bezeichnet Hans Thiersch als „strukturierte Offenheit“.

Strukturierte Offenheit

Neben dem Ziel, Relevanzen für die Adressaten zu erzeugen, lässt sich das Konzept „Lebensweltorientierung“ auch auf die Verunsicherung professionellen Entscheidens beziehen. Hier erfüllt es zwei Aufgaben: Anbindung professionellen

Entscheidens an eine spezifische Orientierung (Öffnung von Alltäglichkeiten) und Thematisierung der Notwendigkeit einer vorselektiven Orientierung auf sozialpolitischer Ebene (Struktur). Insofern das Konzept als sozialpolitisches Arbeitsprogramm konzipiert ist, gilt es auch als Orientierungsinstanz professionellen Entscheidens. Quasi notwendigerweise beruht das Konzept „Lebensweltorientierung“ auf Entscheidungen, die die Struktur des Entscheidens vorgeben, weil nur so Orientierung bei Verunsicherung gewonnen werden kann. Für Hans Thiersch liegt die Lösung in einer Entscheidung, einer (entschiedenen) Wahl, eines Entschlusses und der daraus resultierenden Konsequenzen für die Umstrukturierung des Systems der Jugendhilfe. Und diese Entscheidung ist nicht nur auf sozialpolitischer Ebene als Absicherung getroffener Entscheidungen zu treffen, sondern ist Teil des Berufsethos, der Haltung des Professionellen selbst, weil dieser ein professionelles Selbstverständnis erst in seiner Verantwortung für seine Entscheidungen entwickeln kann (vgl. Thiersch 1993, 27). Damit ist diese Wahl zwar auf Unsicherheiten als Orientierungsprobleme gerichtet. Sie wird aber mit Blick auf personal-professionelle Eigentlichkeit getroffen, also in Bezug auf das Verständnis des reflexiven Orientierungsobjektes und dessen Wissen über sich selbst. Ziel ist ein Insistieren auf die Eigensinnigkeit der Erfahrungen von Adressaten gegenüber expertokratischem Wissen oder bürokratischen Routinen (vgl. Thiersch 1978), sozusagen als „Versuch und Instrument der Gegenwehr zu den normalisierenden, disziplinierenden, stigmatisierenden und pathologischen Erwartungen, die die gesellschaftliche Funktion der Sozialen Arbeit seit je zu dominieren drohen“ (Thiersch 1993: 13). Das Konzept dient der selbstkritischen Reflexion und bietet sich als Instanz einer „Gegenorientierung zu einer zunehmenden Institutionalisierung, Spezialisierung und Professionalisierung“ (ebd.) an.

Für Thiersch ist, und damit habe ich oben meine Überlegungen begonnen, eine Verunsicherung des professionellen Entscheidens Ausgangspunkt seiner Erörterungen und die Lösung sieht er in einer orientierenden Ausrichtung an einem spezifischen sozialpolitischen und berufsethischen Programm. Die Verunsicherung ist durch die Wahl einer spezifischen Orientierung zu bearbeiten. Die Angemessenheit dieser Wahl zeigt sich aber erst nachträglich, wenn die Effekte sich zeitigen. Es gilt also Veränderungen auszulösen und diese Veränderungen nachträglich zu betrachten (vgl. Thiersch 1993: 11 f). Sich an dieser Bewährung zu orientieren, ist die eine Möglichkeit des Umgangs mit Orientierungsaufgaben, die daraus folgt, dass bei Orientierungsfragen die Grundannahmen bzw. -einsichten nicht vollständig ausweisbar sind. Damit ist die Rechtfertigung der Orientierung auf Einsicht und verstehendes Entgegenkommen angewiesen. Es geht also im Konzept „Lebensweltorientierung“ um eine Öffnung sozialpädagogischer Alltätlichkeit, deren Effekt auf die Soziale Arbeit erst nachträglich erwiesen werden kann. Hans Thiersch rechtfertigt diese Öffnung durch den Nachweis der an-

gestrebten Relevanz von Angeboten für die AdressatInnen. Dazu aber ist eine Passung von Angebot und Orientierungsaufgabe bzw. Nachfrage notwendig.²

Festzuhalten ist also: Die professionellen Entscheidungen stehen unter einer nachträglichen Begründungspflicht und dies gilt auch für die zugrunde liegende Wahl des Konzeptes „Lebensweltorientierung“. Dabei ist für Hans Thiersch die Gemeinsamkeit sozialpolitischer und professioneller Weltansichten entscheidend für die Bewährung des Konzeptes. Erst dann ist es nämlich möglich, die Verunsicherung zu verhindern. Man kann dies auch anders formulieren: es ist bereits von einer gemeinsamen Orientiertheit auszugehen, um die Rechtfertigungen nachzuvollziehen. Insofern lässt sich auch das Insistieren auf einer generellen sozialpolitischen und berufsethischen Durchsetzung des Konzeptes verstehen (vgl. Thiersch 1993).

Orientierungsversuche

Mit Blick auf die Sozialpädagogik in Praxis, Reflexion und Theorie lässt sich an dieser Stelle auf einige Anschluss- bzw. Kritikpunkte der lebensweltorientierten Orientierung hinweisen, die sich aus dem bisher Gesagten ergeben. Im Folgenden geht es also um eine Explikation einzelner Aspekte, die im Sinne von Anmerkungen gelesen werden können. Das Konzept „Lebensweltorientierung“ wird dabei als Orientierungsversuch professioneller Praxis verstanden. Als ein solcher Versuch bezieht es sich auf die unterschiedlichen Desorientierungsproblematiken. Wie oben dargestellt, lassen sich drei Typen von Desorientierung unterscheiden. Hans Thiersch sieht sein Konzept als Lösung jeder dieser drei möglichen Typen der Desorientierung: als Konzept für ein professionelles Selbstverständnis (Problem der Uneigentlichkeit), aus dem Strukturmaximen der Orientierung folgen (Problem der Unsicherheit), woraus letztendlich auch auf Bedingungen des professionellen Handelns, also auf Fähigkeiten und Ressourcen Bezug genommen werden kann (Problem der Unfähigkeit) (vgl. Thiersch 1993). Gleichzeitig ist jedoch darauf hinzuweisen, dass die Verschiebung der Begründung des Konzeptes hin zu einer positiven Bewährung die Fähigkeit des Entscheidens unter Bedingungen der Ungewissheit bereits voraussetzt. Es gilt im Folgenden diese und andere Voraussetzungen zu benennen:

- ▷ Es lässt sich fragen, worin die Bedingungen für die Orientierungsaufgabe in der modernen Gesellschaft zu sehen sind. Resultierend aus einem gesellschaftlichen Modernisierungsprozess wird Orientierung zur Aufgabe, so die gängige Antwort, weil die Pluralisierung gesellschaftlicher Angebote keine Orientierung mehr bietet. Man kann in diesem Sinne die Probleme bei der Orientierung auf Fragen der Unsicherheit, also der Vervielfältigung der Orientierungsinstanzen beziehen. Unsicherheit entsteht, weil es unübersichtlich

viele Instanzen gibt, an denen Orientierung möglich ist. Verunsicherung ist Folge eines Relevanz- bzw. Bedeutungsproblems im Möglichen durch Hinterfragen des fraglos Gegebenen. Erst wenn in der alltäglichen Gegebenheit das Mögliche geöffnet wird, kommt es zur Verunsicherung.

- ▷ Die Annahme einer Vielfalt an Möglichkeiten ist durch Erfahrung bedingt und aus einer solchen Erfahrung lassen sich Vermutungen über die Zukunft ableiten. Gleichzeitig eröffnet sie eine Perspektive der nachträglichen Betrachtung des Gewesenen. Erst aus einer solchen nachträglichen Perspektive kann der alltägliche Vollzug als Entscheidung erscheinen. Aufgrund des Wissens um die Möglichkeit von nachträglicher Entscheidungszurechnung eröffnet sich die Notwendigkeit über Orientierung nachzudenken, inne zu halten und nach neuen Übersichten zu schauen. Orientierung wird zur Aufgabe, weil die Möglichkeit des nachträglichen Betrachtens des Handelns unter Entscheidungsgesichtspunkten verunsichert, wenn keine eindeutigen Orientierungsinstanzen gegeben sind. Impliziert wird also eine Differenz zwischen dem Vollzug und der nachträglichen Betrachtung. Die nachträgliche Beurteilung einer Situation ist dabei in drei Weisen möglich: erstens als identische Beurteilung aufgrund gleicher Informationen und gleicher orientierender Instanzen, zweitens als differente Beurteilung aufgrund zugenommener Informationen und drittens als differente Beurteilung aufgrund veränderter Instanzen.³ Diese drei Weisen der Beurteilungen sind abhängig vom Selbstverständnis des Orientierungssubjektes.
- ▷ Es lässt sich vermuten, dass es im Kontext sozialpädagogischen Entscheidens um Verunsicherung geht, die durch die Antizipation der Möglichkeit einer nachträglich verschobenen Beurteilung der Situation entsteht. Damit wird die Form der Bearbeitung des Unsicherheitsproblems durch das Konzept „Lebensweltorientierung“ aber fraglich, denn das eigentliche Problem der Absicherung und Stabilisierung sozialpädagogischen Handelns nach innen und der Begründungsfähigkeit gegenüber anderen gesellschaftlichen Instanzen nach außen wird verkannt. Im Konzept werden eine gemeinsame sozialpolitische und sozialpädagogische Perspektive und die daraus abgeleitete Anerkennung von Rechtfertigungen vorausgesetzt womit das Handeln abgesichert und gegenüber anderen Instanzen begründbar ist. Das eigentliche Problem aber entsteht, wenn diese gemeinsame Interpretationsbasis nicht vorhanden ist. Festgehalten werden kann, dass die von Hans Thiersch (1993) geforderte „entschiedene Wahl“ keine Entscheidung im herkömmlichen Sinne ist.
- ▷ Ein weiterer Aspekt dieser Konstruktion lässt sich darin sehen, dass von einer Differenz von lebenspraktischer und analytischer Perspektive ausgegangen wird. Während aus der einen Perspektive die Orientiertheit als der Normalfall angesehen wird, lässt sich aus der anderen Perspektive die Des-Orientiertheit als Normalfall bezeichnen. Dieser Aspekt wird auch von der strukturalistisch analytisch-professionellen Position Ulrich Oevermanns (1991: 268 f)

hervorgehoben. Dieser nimmt an, dass sich der vorgängige Blick des In-der-Situation-Seins an der Alltäglichkeit und dem Alten orientiert und neu gestellte Probleme einer nicht beeinflussbaren Umwelt zurechnet, mit der sich auseinanderzusetzen notwendig ist. Diese lebenspraktische Abspaltung des Entstehens vom Neuen und der Reproduktion von Altem, also von Welt als Reservoir von Kontingenz und System als Reproduktion von Ordnung erscheint ihm aber problematisch. Hier ergeben sich Orientierungsprobleme auch für die lebensweltorientierte Sozialpädagogik, denn einerseits setzt diese ihre Hoffnung auf die Offenheit alltagspragmatischen Handelns, andererseits verwischt sie durch diese Öffnung Orientierungspunkte der Alltagspragmatik. Einerseits problematisiert sie Strukturierungen in ihrer routinierten Enge und Borniertheit, andererseits bedarf es der Strukturierung zur Orientierung. Für den Analytiker gilt es nun, diese Spaltung zwischen seiner „stellvertretenden Deutung“ der Krisenlogik und deren Präferenz auf das Neue mit der lebenspraktischen Deutung der Krisenproblematik und deren Präferenz auf das Alte zu vermitteln. Diese Vermittlung ist als Balancierung, als Passung von Situation und Orientierung zu denken. Aber: woher stammt das Maß für diese Vermittlung?

- ▷ Lenkt man den Blick von der begründeten Ausgestaltung der Prozessform auf die Begründung der Notwendigkeit des Prozesses selbst, so lässt sich die Begründung der Notwendigkeit dieser Vermittlung als gesellschaftliche Affinität des sozialpädagogischen Konzeptes rekonstruieren: Vermittelt werden müssen diese Perspektiven aufgrund gesellschaftlicher Ansprüche, an die die sich vollziehende Subjektivität angepasst werden muss. Problematisierend wirken diese Analysen, weil sie den Anpassungscharakter im Kontext sozialpädagogischer Zielkonstruktion – einer Passung von Gesellschaft und Subjektivität – fokussieren (Winkler 1999). Problematisch erscheinen sie, weil sie den Anpassungscharakter im Kontext der Passung von Gesellschaft und Subjektivität einseitig hervorheben. Es ist diese Einseitigkeit, die Hans Thiersch im Kontext seines Konzeptes problematisiert, weil eine Ableitung von Kriterien der Orientierung unter diesen Bedingungen nicht mehr möglich ist. Eine solche Einseitigkeit verhindert die Form der problematisierenden Auseinandersetzung mit den Grundlagen, Evidenzen und Zielen. Damit ist zumindest Orientierung für Reflexion und Theorie, für Forschung und Praxis gegeben. Gleichzeitig ist aber nur eine Passung anvisiert, wobei die reflexive Offenheit verschlossen bleibt, wenn Theorie nicht selbst zur Reflexion wird (vgl. Winkler 2003).

Die bisherigen Ausführungen haben die Lösung des Orientierungsproblems als vordringlich herausgestellt. Abschließend lässt sich dies auf die Frage zuspitzen, woran es sich sozialpädagogisch zu orientieren gilt, wenn der Möglichkeitsraum durch Reflexion *bereits* eröffnet ist. Im Theoretischen lässt sich fragen, wie eine

Orientierung an Offenheit möglich ist. Praktisch wird hingegen mit Offenheit immer bereits umgegangen. Es ist also eher nach dem Wie der Orientierungsversuche zu fragen. Man kann es, in Anschluss an Hans Thiersch auch so formulieren: Im Raum des Möglichen gibt es unweigerlich ein strukturierendes Maß welches dahingehend beurteilt werden kann, ob es Chancen eröffnet oder verschließt, Überforderungen bedingt oder verhindert.

Der Umgang mit der Setzung dieser Orientierung ist, folgt man den bisherigen Ausführungen, wiederum ein doppelter: entweder ein problematisierender Modus, der dann die Orientierung aufgrund der Öffnung eines Möglichkeitsraumes unmöglich macht, oder ein bewährender Modus, der Orientierung auf Zeit ermöglicht, aber den Maßstab des Bewährens bereits voraussetzt. Hans Thiersch fordert für sein Konzept „Lebensweltorientierung“, sich auf die Setzung einzulassen, weil es erst dann praktisch einen Sinn ergibt. Versteckt ist darin ein konkretes Vorverständnis von Praxis. Im Anschluss an diesen Anfang eröffnet sich aber die Möglichkeit, die Reflexion der Sozialpädagogik als vertrauensvoll-misstrauischen Umgang mit derartigen Orientierungen zu verstehen. Es wird zugemutet, sich zu orientieren, und es gilt darauf zu achten, dass damit Orientierung nicht nur gefordert, sondern das Orientierungsobjekt zugleich überfordert werden kann. Damit ist mit dem Konzept „Lebensweltorientierung“ ein Rahmen angegeben, in dem sich das sozialpädagogische Dispositiv, auf das Michael Winkler (2003) hinweist, als Frage konkretisiert: wie überfordert die Forderung, sich selbst zu orientieren? Begründbar ist dies nicht. Es lassen sich jedoch einige Hinweise zur Rechtfertigung dieser Einsicht finden. Und in eben diesem Versuchscharakter, dem ursprünglichen Einlassen auf die Aussicht einer positiven Bewährung liegt zugleich der Sinn wie auch das Problem des Konzeptes: es gilt zu fragen, ob durch die Unterstellung der Möglichkeit des Versuchscharakters nicht gerade das eigentliche Orientierungsproblem verkannt ist, weil die Erkenntnis in den Versuchscharakter der Orientierung selbst verunsichert. Damit wird die Möglichkeit des versuchsweisen Umgangs mit Verunsicherungen bereits als Bedingung für die Lösung des Orientierungsproblems vorausgesetzt. Und damit bewegt sich auch diese lebensweltorientierte Reflexion Sozialer Arbeit im durch das Konzept eröffneten Möglichkeitsraum.

Anmerkungen

- 1 Die Typen der Desorientierung sind bereits mit Blick auf Lern- bzw. Beratungsangebote formuliert. Während der Unerfahrene Erfahrungen machen muss, benötigt der Unsichere Hilfe bei seiner Willensklärung und der Uneigentliche eine existentielle Beratung und Klärung, wer er eigentlich ist (vgl. Luckner 2005: 228 ff). Letzteres Problem scheint aus einer pädagogischen Perspektive als der bislang kaum thematisierte Problemtyp zu gelten, der dennoch einen wesentlichen Bereich v.a. sozialpädagogisch zu bearbeitender Probleme ausmacht (vgl. Cleppien 2008).
- 2 Dies zu thematisieren und konkreter auszubuchstabieren, kann als eine Leistung der Reformulierung der Sozialen Arbeit als Dienstleistung angesehen werden. Dienstleistung ist die organisationsbedingte Reflexion auf die Bewährung des eigenen Angebotes. Beides, die Thematisierung als Angebot und die Reflexion auf die Bewährung, wird in diesem Ansatz als wesentlich für das professionelle Selbstverständnis thematisiert. Die implizierte Bewährungslogik wird ebenso wie die Konstruktion des Angebotes an eine systematisierte Beobachtung der organisationsrelevanten Umwelt rückgekoppelt.
- 3 So kann z. B. die Entscheidung über eine „Fremdunterbringung“ an der Familienorientierung ausgerichtet sein. Die nachträgliche Beurteilung der Entscheidung kann sich aber an der „Kindeswohlgefährdung“ orientieren. Die Informationen über den Fall orientieren dabei durch die Bewertung.

Literatur

- Bohnsack, Ralf 2001: Dokumentarische Methode. Theorie und Praxis wissenssoziologischer Interpretation. In: Hug, Theo (Hg.): *Wie kommt Wissenschaft zu Wissen? – Band 3: Einführung in die Methodologie der Sozial- und Kulturwissenschaften*. Baltmannsweiler, S. 326–345
- Cleppien, Georg 2007: *Bildung, Zeit und Pädagogik*. In: *neue praxis* 37, Heft 1, S. 29–41
- Cleppien, Georg 2008: *Sich an Bildung orientieren*. In: *Zeitschrift für Sozialpädagogik* 6, 2008, Heft 1, S. 32–50
- Kreitler, Hans/Kreitler, Shulamith 1976: *Cognitiv Orientation an Behavior*. New York
- Luckner, Andreas 2005: *Drei Arten nicht weiter zu wissen. Orientierungsphasen, Orientierungskrisen, Neuorientierungen*. In: Stegmaier, Werner (Hg.): *Orientierung. Philosophische Perspektiven*. Frankfurt/Main, S. 225–244.
- Oevermann, Ulrich 1991: *Genetischer Strukturalismus und das sozialwissenschaftliche Problem der Erklärung der Entstehung des Neuen*. Frankfurt/Main, S. 267–338
- Parsons, Talcott 1996: *Aktor, Situation und normative Muster. Ein Essay zur Theorie sozialen Handelns*. Frankfurt/Main
- Scholtz, Gunter 1991: *Zwischen Wissenschaftsanspruch und Orientierungsbedürfnis. Zu Grundlage und Wandel der Geisteswissenschaften*. Frankfurt/Main
- Stegmaier, Werner 2005: *Einleitung*. In: Stegmaier, Werner (Hg.): *Orientierung. Philosophische Perspektiven*. Frankfurt/Main, S. 14–51
- Stegmaier, Werner 2007: *Anhaltspunkte. Spuren zur Orientierung*. In: Krämer, Sybille/Kogge, Werner/Grube, Gernot (Hrsg.): *Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst*. Frankfurt/Main, S. 82–94

- Thiersch, Hans 1978: Alltagshandeln und Sozialpädagogik. In: neue praxis 8, 1978, S. 6–25
- Thiersch, Hans 1992: Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Weinheim/München
- Thiersch, Hans 1993: Strukturierte Offenheit. In: Rauschenbach, Thomas/Ortmann, Friedrich/Karsten, Marie-Elenora (Hg.): Der sozialpädagogische Blick. Lebensweltorientierte Methoden in der Sozialen Arbeit. Weinheim/München, S. 11–28
- Thiersch, Hans 2002: Bollnows Konzept der einfachen Sittlichkeit und Alltagstheorie. In: ders.: Positionsbestimmungen der Sozialen Arbeit. Gesellschaftspolitik, Theorie und Ausbildung. Weinheim/München, S. 115–126
- Winkler, Michael 1999: Reflexive Pädagogik. In: Sünker, Heinz/Krüger, Heinz-Hermann (Hg.): Kritische Erziehungswissenschaft am Neubeginn?! Frankfurt/Main, S. 270–300
- Winkler, Michael 2003: Theorie der Sozialpädagogik – eine Rekonstruktion. In: Zeitschrift für Sozialpädagogik 1, 2003, Heft 1, S. 6–24

*Dr. Georg Cleppien, Universität Rostock,
Institut für Allgemeine Pädagogik und Sozialpädagogik,
August-Bebel-Straße 28, 18055 Rostock
E-mail: georg.cleppien@uni-rostock.de*

Matthias Schwabe

„Kampf um Anerkennung“, „Negation“ und „Zwang“

Im Heft 4/2007 gab es in meiner Wahrnehmung viele differenziert nachdenkende und nur wenige vorab festgelegte Einlassungen zu unserer Debatte. An dieser Stelle möchte ich auf die Position von Susanne und Michael May eingehen¹, reklamieren wir doch gemeinsam eine psychoanalytische Position (Jessica Benjamin) und den Bezug auf die Anerkennungstheorie von Axel Honneth, was das Autorenduo mir freilich abzuspüren geneigt ist. Insofern sind hier zentrale theoretische Fragestellungen berührt. Bedient sich jeder von uns nur der Teile, die er brauchen kann, ohne Anspruch das „Ganze“ der Theorie im Blick behalten zu wollen oder zu können? Ich glaube nicht. Beide „Lager“ meinen „ihren“ Hegel bzw. Honneth – oder viel schwieriger, weil noch heterogener und komplexer – „ihre“ Psychoanalyse ordentlich verstanden zu haben ...

Ich behaupte, dass es bei der Konstitution von wechselseitigen Anerkennungsverhältnissen bei Hegel (aber auch Benjamin und Honneth) zu allererst um einen *konfliktreichen Kampf* geht, in dem sich zwei Parteien gegenüber stehen, die gegensätzliche Interessen haben und von denen jede von der anderen Unterwerfung unter den eigenen Willen fordert. Ich verstehe Hegel so, dass es zu einem Kampf „auf Leben und Tod“ kommen muss, in dem jeder der Kontrahenten ein Maximum an Entschlossenheit zeigt und dass derjenige gewinnt, der auch angesichts des hohen Preises – das eigene Leben zu verlieren – auf seinem Willen insistiert, während der andere, der dieses Risiko scheut, nachgibt und sich unterordnet (Hegel 1970: 149 ff). Dem eindeutigen Sieg des einen über den anderen folgen aber zwei überraschende Wendungen: erstens kann der Sieger den Unterliegenden nicht einfach töten, er braucht ihn, weil (nur) der Unterliegende von seinem Mut und seinem Triumph weiß und ihn als Sieger anerkennen kann. Insofern ist der Sieger in Bezug auf Anerkennung abhängig vom Unterliegenden. Zweitens überlässt der Sieger dem Besiegten das weite Feld der Arbeit. Dort soll er „schuften“ und mit den Erträgen seiner Arbeit den Herren/Sieger ernähren. Die Pointe bei Hegel will jedoch, dass der Unterliegende durch diese Art der gegenständlichen und vergegenständlichenden Praxis – Arbeit – ein neues

Selbstbewusstsein gewinnt, während der „faule“ und versorgte Sieger von vorgestern „erschläfft“. Somit sind neue Kämpfe um Anerkennung mit durchaus neuen und überraschenden Ausgängen vorprogrammiert. Im Laufe dieser wechselseitigen Siege und Niederlagen kommen die Beteiligten nicht darum herum, sich gegenseitig anzuerkennen, und sie beenden ihre basalen Kämpfe, indem sie ihre reziproke Anerkennung auf Dauer stellen und z. B. in Vertragsformen gießen, nach dem Motto: wir erkennen uns gegenseitig als Rechtssubjekte an (vgl. Honneth 1992: 32).

„Nicht also beendet ein Vertrag unter den Menschen den prekären Überlebenskampf aller gegen alle, sondern umgekehrt führt der Kampf als ein moralisches Medium von einem unterentwickelten Stadium der Sittlichkeit zu einer reiferen Stufe des sittlichen Verhältnisses. Mit dieser Umdeutung des Hobbschen Modells leitet Hegel eine geradezu epochale Neufassung des Begriffes des sozialen Kampfes ein, in deren Folge der praktische Konflikt zwischen den Subjekten als ein sittliches Bewegungsmoment [...] verstanden werden kann“ (Honneth 1992, S. 32).

Nachdem eine erste grundlegende und wechselseitige Anerkennung des Anderen als ein zwar andersartiges, aber prinzipiell gleich anerkennenswertes Subjekt erreicht wurde, kann es zwar weitere Kämpfe um differenzierte Anerkennungsthemen geben (z. B.: Was ist gerechte Entlohnung? Wozu verpflichtet Besitz etc), aber diese verlaufen in zivilisierteren Formen: dem „Kampf auf Leben und Tod“ z. B. folgt die Auseinandersetzung vor Gericht oder über das Mittel „Streik“ etc.

Wie sehr diese sich selbst vorantreibende Zivilisierung bei Hegel immer auch Ideologie war, weil die „Kämpfe um Anerkennung“ eben nicht automatisch zur wechselseitigen Anerkennung führen und ebenso wenig automatisch zu befriedigenden Lebensverhältnissen für alle Beteiligten, kann hier offen bleiben.

Wichtig für den pädagogischen Bereich scheint mir, dass wir im Rahmen von Bildungs- und Erziehungsprozessen häufig in Verhältnissen starten, in denen uns ein Kind oder Jugendlicher gegenübertritt, dem bisher elementare Formen der Anerkennung auf allen drei relevanten Ebenen versagt blieben: als leibnahem Wesen mit berechtigten Bedürfnissen des Versorgtwerdens, als Rechtssubjekt, dem der Schutz des Gesetzes zusteht und als ein potentiell bedeutsames Mitglied der Gesellschaft (siehe die drei Ebenen der Anerkennung bei Honneth (1992: 211). Freilich verhält sich das Kind oder der Jugendliche seinerseits auf die gleiche Weise: er oder es setzt seine spontanen Wünsche als absolut, geht über die Bedürfnisse anderer Kinder und Erwachsener hinweg und ist nicht bereit, jemand anderen anzuerkennen; außer vielleicht einen anderen, noch mächtigeren Despoten als er oder sie selbst, z. B. einen Bandenchef, weil dieser sich z. B. bereit zeigt, diese elementare Anerkennung durch einen körperlichen Kampf zu erringen. In einer solchen Situation muss jedes Erziehungs- oder Bildungsprojekt scheitern: denn erziehen oder bilden können wir nur dort, wo wir entweder als dazu Befugte oder zumindest als Gegenüber mit eigenen und gleichen Rechten

anerkannt werden. Michael Winkler würde hier wahrscheinlich vom „vorpädagogischen Moment aller Erziehung“ sprechen, jener „elementaren Sozialität, die allen komplexeren Bildungsprozesse vorauszugehen hat“ (Winkler 2001: 87).

Selbstverständlich sollten wir Pädagogen in einer solchen Situation der Nicht-Anerkennung durch einen jungen Menschen diesem zunächst einmal selbst „Anerkennung“ auf allen Ebenen entgegenbringen, auch wenn diese noch nicht reziprok erwidert wird: der junge Mensch isst dann gerne unsere Brötchen, benutzt gerne unsere Musikanlage zur Gestaltung seiner „Rap-Songs“ oder lässt sich gerne von uns über seine Rechte aufklären, aber er reagiert nach wie vor respektlos, wenn er nicht alles immer sofort bekommt und attackiert jeden, der ihm etwas abfordert oder der sonst wie „seine Kreise stört“. Das halten wir aus, tragen den einen oder anderen Konflikt mit ihm aus, ohne diesen zu weit eskalieren zu lassen, geben weiter unbeirrt alle Anerkennung, auf die der junge Mensch ein Recht hat, zeigen uns bei vielen Gelegenheiten kompetent und sogar überlegen, ohne ihn dadurch abzuwerten. Irgendwann, so hoffen wir, ist er sich unserer Anerkennung so sicher bzw. hat diese oft genug ausgetestet, dass er anfangen kann, auch uns anzuerkennen. Dann erst können auch wir von ihm Anerkennung verlangen, z. B. derart, dass er uns verbal „anmachen“ darf, wenn er wieder mal auf uns wütend ist, aber uns nicht schlagen oder unser Auto zerstören darf etc.

Dieses „einseitige, Vorab-Gewähren“ scheint das sozialpädagogische Konzept von Anerkennung, das die meisten von uns verfolgen. Und ich glaube durchaus, dass der Prozess des Anerkennung-Lernens bei vielen Kinder und Jugendlichen so „funktioniert“, auch wenn das etwas technisch klingt: irgendwann können sie uns die Anerkennung, die wir ihnen auf den unterschiedlichen Ebenen entgegenbringen, glauben, und irgendwann sind sie von unseren Fähigkeiten so beeindruckt, dass sie es sich leisten können, auch uns bzw. andere anzuerkennen. Oft braucht es dazu viele Jahre Arbeit ... oft weiß man lange nicht, ob aus der Reziprozität jemals etwas wird, oder ob es in Bezug auf Anerkennung bei einer Einbahnstraße bleibt. Aber es kann gelingen. Ich glaube für diese pädagogische Traditionslinie stehen Janusz Korczak, zumindest der „offizielle“ Bruno Bettelheim und viele andere, ich denke z. B. auch Susanne und Michael May oder Klaus Wolf. Auch mich würde ich hier gerne mit einreihen, freilich mit einigen wichtigen Ergänzungen:

Dieses Konzept der „Anerkennung, die in Vorleistung geht“, geht – das haben Konzepte so an sich – nicht immer auf. Nach meinen Beobachtungen gibt es junge Menschen, die alles, was wir ihnen geben, zwar nehmen, uns als Erwachsene und andere, vor allem schwächere Kinder, aber nach wie vor höchst respektlos bzw. „verächtlich“ behandeln (klauen, schubsen, mit Schimpfworten runter machen und Schlimmeres). Zusätzlich halten sie uns auch noch für „blöd“: Sozialpädagogogen-Heinis, die man gebrauchen und ausbeuten sollte, wo es einem

in den Kram passt, die man aber nicht achten kann: „zu nett“, zu „zahnlos“, zu „freigiebig“ mit Anerkennung, die für diese jungen Menschen ein äußerst knappes Gut darstellt und nichts, was man einfach allen gewähren kann. Mit dem freigiebigen Umgang mit Anerkennung machen wir uns in ihren Augen geradezu verdächtig. Denn sie hängen an einem Konzept von Anerkennung, das man sich in und durch Kämpfe (!) verdienen muss, bei denen man seinen Gegner zum Nachgeben bewegt. Sie glauben, dass wir den „Kampf auf Leben und Tod“ mit ihnen scheuen und so lange wir nicht bereit sind, in der Auseinandersetzung mit ihnen bis zum Äußersten zu gehen, meinen sie, dass wir ihre Anerkennung nicht verdienen. Sie „pfeifen“ auf unsere Anerkennung, weil sie von Leuten kommt, die sie selbst nicht anerkennen können. Eine Phantasiefigur wie „Superman“, ein Bandenchef oder ein Kiezdealer mit „echter“ Knarre, das sind je nach Alter und Entwicklungsstand die Typen, denen sie Anerkennung zollen, weil sie spüren, dass die „straight“ genug sind. Wir würden zu Recht sagen, „verzweifelt genug“ sind, bis zum Äußersten zu gehen. Tatsächlich oder in ihrer Phantasie, das ist nicht immer klar. Wir können ihre „Helden“ ablehnen, aber wir sollten zumindest verstehen, warum sie diesen von uns eher bemitleideten Typen Anerkennung gewähren und uns nicht. Übrigens wäre „Mitleid“ mit Sicherheit eine Emotion, die von den jungen Menschen, den „Helden“ und ihren Bewunderern, als Nicht-Anerkennung empfunden würde.

Das innere Erleben dieser jungen Menschen bringt Jessica Benjamin auf den Punkt, wenn sie mit Blick auf das Kleinkind in der Wiederannäherungsphase schreibt: „Ich bestehe auf meinem Willen, ich verweigere Dir die Anerkennung, ich versuche Dich zu zwingen und deshalb erfahre ich Deine Verweigerung als Umkehrung: Du zwingst mich!“ (Benjamin 1993: 53). Oder: „Ich will auf Dich einwirken, aber nichts von dem, was Du tust oder sagst, soll auf mich einwirken – ich bin, der ich bin“ (ebd.: 47).

Damit wird klar, dass diese jungen Menschen von ihren Bezugspersonen an einer wichtigen frühkindlichen Entwicklungsaufgabe „hängen gelassen“ wurden und diese seit dem immer und immer wieder reinszenieren, freilich auf eine Art und Weise, an der ihre späteren Umwelten wie Kindergarten und Schule oder Heim beinahe scheitern müssen. Was müssten wir nun tun, damit die so „gestrickten“ jungen Menschen uns anerkennen könnten? Benjamin fährt fort: „Vom Standpunkt der intersubjektiven Theorie besteht die ideale Lösung des Paradoxons in der permanenten Aufrechterhaltung einer Spannung zwischen Anerkennung des Anderen und der eigenen Selbstbehauptung“ (ebd.: 49). Oder: „Die Mutter muss Beides können: sie muss dem Kind deutliche Grenzen setzen und den eigenen Willen des Kindes anerkennen, sie muss auf ihrer eigenen Unabhängigkeit bestehen und doch auch die des Kindes anerkennen [...]“ (ebd.).

Das klingt nach einer zwar schwierigen, aber irgendwie doch leistbaren Balance, die einem erwachsenen Pädagogen doch gelingen sollte. Dass es dabei um echte „Kunststücke“ geht, habe ich an einem Beispiel eines Konfliktes zwischen einem Bandenchef und einem Mitarbeiter der Mobilen Jugendarbeit dargestellt (vgl. Schwabe 2004: 210 ff.). Am Ende ihres Artikels unterstreicht Benjamin noch einmal den prekären Charakter dieser Balancen.

„Wenn der Zusammenprall zweier unterschiedlicher Willen ein inhärenter Teil intersubjektiver Beziehungen ist, dann kann auch keine noch so perfekte Umgebung der Erfahrung mit der Andersartigkeit die Stacheln nehmen. Zur Frage wird dann wie die unvermeidlichen Elemente der Negation gehandhabt werden“ (Benjamin 1993: 56).

Die „unvermeidlichen Elemente der Negation“; die „Stacheln der Andersartigkeit“. Diese Begriffe bereiten darauf vor, dass es bei der Bewältigung dieser Entwicklungsaufgabe zu einer Entzweigung kommen muss. Oder in der Terminologie von Hegel: Wir kommen um den „Kampf“ nicht herum und der ist vom Geist her einer, der bis zum „Äußersten“ geht. Zugleich müssen wir bei aller „Negation“ darauf verzichten, die jungen Menschen „unterwerfen“ oder „zerstören“ zu wollen oder zumindest darauf achten, ob sie unseren Angriff „überleben“. Oder beobachten, ob und wie der „praktische Konflikt“ zu einem „sittliches Bewegungsmoment“ werden kann.

„Geht es nicht eine Stufe weniger markig und dramatisch?“, werden Klaus Wolf und andere vielleicht fragen. Ja und Nein.

Während Hegel von „echten“ Kämpfen spricht, geht es im pädagogischen Bereich erst mal um ein Phantasie-Szenario – d. h. eine eindrucksvolle Inszenierung: wir müssen, ja sollten uns und andere nicht wirklich in Lebensgefahr begeben, wohl aber in Konflikte mit veritablen Eskalationsmöglichkeiten. Und genau in diese Konfliktzuspitzungen sollten wir hineingehen, ohne zu wissen, wie sie genau verlaufen, wenn auch mit dem festen Vorsatz, uns und den anderen vor Ausbrüchen unkontrollierter Gewalt zu schützen. Erst einmal nicht de-eskalieren, sondern zuspitzen; aber auch nicht blind agieren, nicht immer und nicht ganz das Muster bedienen, das der andere erwartet. Burkard Müller hat das einmal „Kampfkunst“ genannt bzw. in diesem Zusammenhang von einer „nicht-technologischen Technik“ gesprochen (Müller 1995: 194 ff.). Auch ich habe dazu Beiträge versucht (Schwabe 2002, 2004).

Eindrucksvoll finde ich im Zusammenhang mit solchen „Kämpfen um Anerkennung“ z. B. die lautstarken und heftigen Auseinandersetzungen auf Grund relativ nichtiger Anlässe (z. B. Zimmer aufräumen), bei denen man als Pädagoge mit dem Kind oder Jugendlichen Nase an Nase steht, aber die eigenen Hände unter Kontrolle hat und selbst mit einem Schubser des Gegenübers noch klar kommt, ohne in dasselbe Muster zu verfallen. Man beeindruckt dann durch beides: dass man als Pädagoge wie diese jungen Menschen kämpfen kann, aber doch auch

selbstbewusst aus der Situation gehen kann, bevor es zu Handgreiflichkeiten kommt.

Auch das hört sich schon wieder recht dramatisch an (offensichtlich eine Neigung von mir). Sicher punktet man bei diesen Kämpfen immer wieder auch mit Witz, Humor und „Köpfchen“. Die Zeiten, in denen nicht gekämpft, sondern gespielt oder gearbeitet wird, sind ebenso wichtig wie die kurzen Momente des Kampfes. Aber in diesen geht es immer wieder um das Überwinden einer inneren Routineschranke oder Komfortszone auf unserer Seite. Einen kurzen Augenblick sollte unser „Herz“ schon klopfen und ein Anflug von Angst ist dabei eher ein gutes Zeichen.

Diese „Face to Face“-Kämpfe können, ja müssen immer wieder mit institutionellen Mitteln ergänzt und abgesichert werden. Damit kommen „Zwangskontexte“ und „Zwangelemente“ ins Spiel (siehe Schwabe 2008: 22 ff.). Mit ihnen im Hintergrund reicht es häufig aus, auf die Respektlosigkeiten der jungen Menschen frühzeitig und entschieden zu reagieren und sie sich strikt zu verbitten (das ist das einzige, was ich mit Jens Weidner teilen kann). Wobei dieses „sich verbitten“ in der Vergangenheit schnell zu einem Abbruch auf Seiten der Jugendlichen oder einer blutigen Nase geführt hat. Wenn das z. B. im Rahmen eines AAT-Trainings im Gefängnis oder eines ebensolchenurses auf richterliche Weisung hin besser gelingt, dann liegt es erst einmal daran, dass das AAT-Training eben die einzige Abwechslung im öden Anstaltsleben darstellt, die man als Häftling nicht verlieren will oder sich seine Freiheit erhalten möchte und weiß, dass ein Hinauswurf aus dem Kurs mit hoher Wahrscheinlichkeit auch das Ende der Bewährung bedeutet. Diese äußeren, institutionellen „Druckmittel“ alleine bewirken wenig; damit sie zur Etablierung von Anerkennungsverhältnissen führen, bedürfen sie auch der beeindruckenden Persönlichkeit, die diese Druckmittel souverän zu handhaben weiß, d. h. weder verleugnet und runterspielt, noch mit ihnen rechnet und sie selbstgefällig instrumentalisiert.

Aber es bedarf dazu eben auch einer Ausstattung mit realer Macht: denn wir Pädagogen bestimmen – direkt oder indirekt – darüber, ob sie das AAT-Training oder ihre „Freiheit auf Bewährung“ behalten oder verlieren. Das ist die Form der „Negation“, die uns zu Verfügung steht und sie schwingt bei jeder Grenzziehung mit. Dieses Machtgefüge kann etwas sein, in das sich die Jugendlichen zähneknirschend fügen oder das sie trotz aller unserer Hinweise gar nicht durchschauen, weswegen sie sich weiter respektlos verhalten und anschließend erstaunt sind, dass „auf einmal“ ein Ende erreicht ist. Es kann auch etwas darstellen, dem sie ihre Autonomieansprüche gegenüber setzen, nach dem Motto: „wenn Ihr denkt, Ihr könnt uns damit beeindrucken, dann habt Ihr Euch getäuscht!“ Reaktanz und weiterer Kampf wären dann die Folge: bevor wir sie rausschmeißen, gehen sie lieber selbst, auch wenn sie das in ein noch ferneres

„Draußen“ führt, eine Verschärfung der bisherigen Exklusion. Es handelt sich also auf keinen Fall um einen Automatismus der Anerkennung qua eindrucksvoller Persönlichkeit plus Machtausstattung (mit und ohne institutionelle Zwangselemente), sondern um einen Prozess, in dem die Kinder/Jugendlichen uns und unsere Entschlossenheit und unsere Verwendung von Macht genau beobachten und kalkulieren, ob es sich lohnt uns anzuerkennen oder nicht. Der Ausgang ist ungewiss, da stimme ich Burkard Müller bzw. seinem Wimmer-Zitat unbedingt zu (Müller, 2007: 16); und auch Klaus Wolf, wenn er darauf hinweist, dass dieser Ausgang von vielem abhängt, was pädagogisch in guter Weise gestaltet werden muss, nicht nur was die eigentliche Konfrontation betrifft. Aber man sollte eine Ahnung von der Dynamik von „Negations“-Akten haben: den eigenen, wie denen der Jugendlichen und wie sie sich jeweils anfühlen.

Auch wenn dem „Kampf um Anerkennung“ in den meisten Fällen einem langen, zähen Ringen entspricht, in dem wir als „Kampfkunst“ erfahrene PädagogInnen in mehreren Runden auf verschiedenen Niveaus Punkte gewinnen aber auch verlieren können und dessen Ausgang alles andere als gewiss ist, so brauchen wir doch immer wieder auch „Mut-Mach-Geschichten“. Ihr Nachteil ist, dass sie uns die Konstitution von Anerkennung als einmaligen Akt bzw. „schlaglichtartige Erleuchtung“ darstellen. Ihr Vorteil ist aber, einen Einblick in die häufig paradoxe Struktur von „Negation“ und Anerkennung gewinnen zu können. Deswegen muss es zum Ende doch noch einmal dramatisch werden: Denken wir z. B. an die berühmte Ohrfeige aus A.S. Makarenkos „Pädagogische[m] Poem“ (Makarenko 1953: 21 f). Sie begründete nach Makarenkos Schilderung eine lebenslange fruchtbare Zusammenarbeit zwischen ihm und dem von ihm geschlagenen Sadorow. Inzwischen wissen wir, dass die tatsächliche Geschichte noch komplexer war (Hillig 2003: 506 ff). Aber wie Makarenko sie erzählt, macht es durchaus Sinn: er gibt nach langen, quälenden, vergeblichen pädagogischen Bemühungen einem Jugendlichen eine Ohrfeige, der sehr viel größer und stärker ist als der eher schwächliche Makarenko. Einem Jugendlichen, der bisher kaum vor einem Verbrechen zurückgeschreckt hat. Und damit dem aktuellen Bandenchef, der sowieso immer die größte Klappe hat. Außerdem stehen da noch drei andere, dissoziale Jugendliche mit herum und es wäre ein Leichtes gewesen Makarenko gemeinsam zu überwältigen, wenn nicht zu töten (wir wissen, dass so etwas in solchen Situationen geschehen kann). Allein dazu kommt es nicht: Sadorow ordnet sich unter und klopft Makarenko später auch noch anerkennend auf die Schulter. Makarenko muss in dieser Situation ein so mörderisches Glitzern in seinen Augen gezeigt haben, eben wirklich die Bereitschaft zu einem „Kampf um Leben und Tod“. Das scheint Sadorow so beeindruckt zu haben, dass er Makarenko in diesem Moment als „Chef“ oder „bedeutsamen Anderen“ anerkennen kann. Sicher war dabei auch Entsetzen und nackte Angst im Spiel – aber eben auch Respekt vor dessen Mut. Aber nicht nur: Dass Makarenko mit ihm in eine

„körperliche Auseinandersetzung“ gegangen wäre, scheint Sadorow auch mit Genugtuung zu registrieren (Makarenko legt sich das als „Fehler“ aus). Für ihn scheint da etwas mitzuschwingen von „Der Herr Pädagoge weiß nicht mehr weiter und jetzt begibt er sich genau auf die Ebene, von der ich doch schon immer wusste, dass hier die Musik spielt! Und siehe da, der Herr beherrscht diese Art von Musik sogar!“ Das heißt: auch Makarenko kennt die „Sprache der Gewalt“ und bedient sich ihrer. Auch hier findet ein Akt der Anerkennung statt: „Ja, Du hast Recht“, scheint Makarenko zu sagen oder Sadorow zu hören, „auch ich komme nicht ohne Gewalt aus. Wir sind uns an diesem Punkt ähnlicher, als ich dachte und wollte!“ Dadurch erfährt Sadorow paradoxerweise auch eine neue Art von Anerkennung als Mensch. Vorher war er wohl auch für Makarenko überwiegend der „primitive und verbrecherische Bauerntölpel, den es zu erziehen galt“. Und Makarenko machte das aus einer Position der kulturellen Überlegenheit. In der „Gewalt“ begegnen sich Beide nun auf Augenhöhe und einem gemeinsamen kulturellen bzw. primitiven Niveau. Makarenko muss einräumen: „Ich bin nicht besser als Du!“, aber zugleich darf Sadorow auch denken: „Wenn sich sogar der kultivierte Herr Pädagoge zur Gewalt hinreißen lässt, dann darf ich mich ebenso als Mensch fühlen wie er!“

So „ver-rückt“ und pädagogisch unkorrekt können basale Anerkennungsprozesse verlaufen. Wie man sieht, sollte man selbst bei Gewalt genau hinschauen, was da jeweils auf der „Hinterbühne“ geschieht oder besser: geschehen kann. Und wahrscheinlich ist alles, was auf die erstmalige oder grundsätzliche Konstitution von gegenseitiger Anerkennung abzielt, hoch riskantes Tun. Und: deutlich wird, dass Anerkennung auf einer Ebene durchaus Missachtung auf einer anderen Ebene darstellen kann; denn eines ist klar: Sadorow als Zögling wird hier misshandelt, „Kinderrechte“ werden missachtet und auch Re-Traumatisierung kann mit einer Rolle spielen. Kritisch bedenken muss man auch, ob es nicht höchst gefährlich ist, die „Gewalt-Philosophie“ von Sadorow zu bedienen, oder ob es nicht wenigstens eines nachträglichen: „So und jetzt kannst Du mich anzeigen, denn schlagen darf ich Dich nicht!“ bedurft hätte. Wie man aus allen diesen berechtigten Einwänden sehen kann, darf man diese Ohrfeige und ihre Folgen nicht zu einer „glatten“ Geschichte stilisieren. Sie bleibt ambivalent, selbst wenn man nachträglich feststellen kann, dass sie zu etwas Gutem geführt hat, der Integration von Sadorow in die Kolonie und die Grundlegung einer pädagogischen Freundschaft. Und das ist wieder mein Punkt: wir kommen bei dieser Arbeit an den Grundfesten der Anerkennung um das Ambivalente, Mehrdeutige, immer auch Gefährliche nicht herum. Jessica Benjamin scheint diese Ambivalenz zu kennen, wenn sie schreibt:

„Eine psychoanalytische Beziehungstheorie sollte für die schmutzige, intrapsychische Seite von Kreativität und Aggression Raum lassen; es ist das Verdienst der intersubjektiven Perspektive diesen Elementen einen hoffnungsvolleren Anstrich geben zu können, indem sie uns das ‚Andere‘ der Zerstörung zeigt: die Anerkennung“ (Benjamin 1993: 56).

Das „Andere“ der Zerstörung bleibt aber immer noch „Zerstörung“, wenn auch „überlebte“ Zerstörung. Und dieses Überleben leistet nicht nur der Pädagoge angesichts der Angriffe des jungen Menschen auf ihn und die von ihm repräsentierte Ordnung; auch die jungen Menschen müssen unsere Angriffe „überleben“ und es ist unsere Pflicht achtsam wahrzunehmen, ob ihnen das gelingt, bzw. unsere „Negationen“ so zu steuern, dass es überhaupt möglich ist. Nichts anderes wäre der Unterschied zwischen „altem“ repressiven und „neuem“ pädagogisch legitimierbaren Zwang.

Keinesfalls geht es darum, insbesondere seine körperliche Kraft ins Spiel zu bringen, um bis zum Äußersten zu gehen, auch das können wir bei Makarenko lernen: einmal ist er so verzweifelt über den Stand seiner „Truppe“ oder besser seiner scheinbar erfolglosen Bemühungen, dass er den Revolver nimmt und in den Wald geht (Makarenko 1953: 34 f). So ganz klar ist es nicht, dass er sich erschießen will; in dem Moment, in dem er losgeht, ist dies lediglich eine, aber eine ernst zu nehmende Option. Die Jugendlichen bekommen es mit und laufen ihm nach; sie bitten ihn, es nicht zu tun. Makarenko schämt sich rasch wegen dieser seiner Anwandlung und doch war es dieses Moment seiner Verletzlichkeit, der Tiefpunkt seiner pädagogischen Verzweiflung, der die Jugendlichen gerührt hat: „Der nimmt uns und sich und sein pädagogisches Projekt so wichtig, dass er bereit ist den Zusammenbruch desselben mit dem eigenen Tod zu quittieren“, könnten sie empfunden haben. Offen bleibt, ob Makarenko in dieser Situation vor allem von seinem eigenen, persönlichen Scheitern umgetrieben wird, dem Schiffbruch einer narzisstischen Phantasie, in der er wie ein „guter Vater“ für „seine missratenen Schützlinge“ sorgen wollte und erleben muss, dass diese auf ihn „pfeifen“; oder von einer sozialen Verzweiflung, weil das Scheitern seines Projektes eben auch bedeuten würde, die Jugendlichen erneut auf die Straße schicken zu müssen, also u.U. auch deren „letzte Chance“ zu zerstören. Letzteres würde die Jugendlichen als Personen anerkennen, die ein Recht darauf haben, „anständig“ versorgt und groß zu werden. Aber auch in dieser Episode könnte die „narzisstische Kränkung“, also wiederum etwas „Schmuddeliges“ (siehe das Benjamin-Zitat) eher das Identifikationsmoment für die Jugendlichen gebildet haben, denn das „Scheitern großartiger Projekte“ kennen sie auch. Gerade die persönliche Niederlage und ihre dramatische Inszenierung laden die Jugendlichen dazu ein, die Bemühungen von Makarenko um sie erstmalig anzuerkennen und ihm quasi im letzten Moment Kooperationsbereitschaft zu signalisieren. In dem Moment, in dem er sich von ihrem dissozialem Eigensinn besiegt zeigt, die Idee der Anerkennung durch sie endgültig aufgegeben hat, sein Scheitern auf ganzer Linie einräumt, da können sie ihn anerkennen. Auch das eine „verrückte“ Anerkennungsgeschichte.

Ähnliche Anerkennungsgeschichten meine ich aus meinen Zwangsepisoden aus dem Familienleben rekonstruieren zu können (siehe Heft 4 der Widersprüche

2007). Und dasselbe reklamiere ich als Potential für die Anwendung von Zwangselementen in Institutionen (siehe Schwabe 2008). Zentral ist dabei, dass diese Zwangsmomente und Zwangselemente nicht als kühle Techniken der Verhaltensmodifikation gedacht oder angewandt werden. Wichtig ist, dass sie als Elemente eines „Kampfes um Anerkennung“ verstanden werden. Als pädagogische Versuche, „bis zum Äußersten“ zu gehen, die das Gegenüber zwar angreifen, aber nicht zerstören, sondern einer neue Qualität von Beziehung ermöglichen wollen. Die seinem Willen eine Negation gegenüberstellen, und ihn doch auch anerkennen. Dass man so etwas nicht naiv tun darf, ist klar. Man muss um den Zuspitzungscharakter in der Konfliktdynamik wissen und

- ▷ dass die Zwangselemente eben auch zu einer unfruchtbaren Zerstörungsdynamik führen können, an deren Ende es nur „besiegte Sieger und siegreiche Verlierer“ geben kann (vgl. Freyberg/Wolff 2005: 11),
- ▷ dass die in den Kämpfen zur Anwendung kommenden Machtmittel von eindrucksvollen Persönlichkeiten in „stimmiger Weise“ gehandhabt werden müssen,
- ▷ dass das eigene Kämpfen „Anerkennungsmomente“ für den jungen Menschen beinhalten muss, auch wenn diese nicht verbal erklärt werden können, sondern im Rahmen einer „Verständigung“ erlebt werden müssen (oder eben nicht),
- ▷ dass diese Kämpfe ihren ambivalenten und „schmuddeligen“ Charakter behalten und sie trotz möglicher Anerkennungs- gleichzeitig auch zu Missachtungserlebnissen führen können.

Neben den basalen Anerkennungserlebnissen, die mit solchen Kämpfen verbunden sein können, aber nicht müssen, geht es auch um institutionell abzusichernde „Anerkennung durch Verfahren“: derart, dass man die Kinder und Jugendlichen zu ihrem Erleben von Zwangselementen regelmäßig von Externen befragen lässt, ihre Beschwerden ernst nimmt, eigene Fehler einräumt, ihnen einen Rechtsbeistand einräumt oder auch im Rahmen von Hilfeplanung anerkennt, dass man mit ihnen nicht mehr weiter weiß und das Handtuch werfen will oder ihnen jetzt am Ende eines langen Kampfes nachgibt und z. B. ohne Betreuung in eine eigene Wohnung entlässt etc.

Es ist nicht entscheidend, den „Kampf um Anerkennung“ zu gewinnen, wenn man mit „Gewinnen“ die Etablierung einer reziproken Anerkennung meint: die Kinder und Jugendlichen entscheiden autonom, ob sie das tun wollen oder nicht. Wichtig ist, ihn „anständig“ geführt zu haben d. h. mit Kraft auf der einen und Selbstzweifeln und Reflexionsbereitschaft auf der anderen Seite. Dazu gehört auch diese (kleine Gruppe von) jungen Menschen als ernstzunehmende Gegner anzuerkennen, die den pädagogischen Rahmen, den wir setzen, mit viel Kraft, Entschlossenheit und Geschick zerstören wollen. Und uns als Vorposten der Zivilisation, die diesen Rahmen verteidigen wollen und zugleich mit einem Fuß

im Reich der Barbarei oder – vielleicht besser, weil weniger dramatisch – des „Schmuddeligen“ verstrickt bleiben.

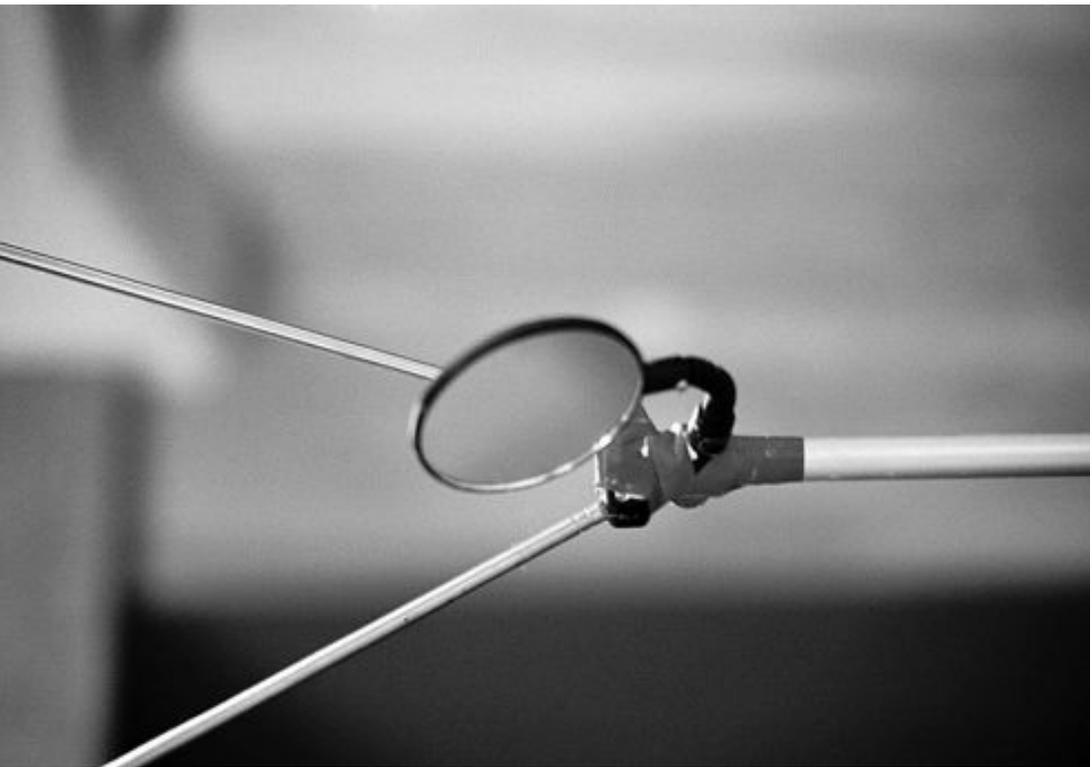
Anmerkung

- 1 Siehe hierzu: May, Susanne und Michael 2007: Pädagogik als Subjekt-Subjekt-Dialektik denken, in: Widersprüche, Heft 4, Bielefeld, S. 41–48 (Heft 106).

Literatur

- Benjamin, J. 1993: Phantasie und Geschlecht: Studien über Idealisierung, Anerkennung und Differenz. Frankfurt am Main
- von Freyberg, T. / Wolff, A. (Hg.) 2005: Störer und Gestörte, Band 1. Frankfurt am Main
- Hegel, G.W.F. 1970: Phänomenologie des Geistes. Frankfurt am Main
- Hillig, G. 2003: Makarenkos Gorkij-Kolonie, in: Neue Sammlung, Heft 4 2003, S. 477–511
- Honneth, A. 1992: Kampf um Anerkennung, Frankfurt am Main
- Makarenko, A.S. 1953: Der Weg ins Leben. Berlin
- May, S. u. M. 2007: Pädagogik als Subjekt-Subjekt-Dialektik denken, in: Widersprüche, Heft 4, Bielefeld, S. 41–48
- Müller, B. 1995: Außensicht – Innensicht. Beiträge zu einer analytisch orientierten Sozialpädagogik. Freiburg im Breisgau
- Müller, B. 2007: Zum Themenheft „Zwang“ – ein offener Brief, in: Widersprüche, Heft 4, Bielefeld, S. 13–17
- Schwabe, M. 2002: Eskalation und De-Eskalation: Konstruktiver Umgang mit Gewalt und Aggression in der Jugendhilfe, Frankfurt am Main, 2. Auflage
- Schwabe, M. 2004: Ein Augenblick der Prüfung: Provokationen als zweifache Herausforderung zur Verständigung. In Hörster, R./Küster, E.U./Wolff, S. (Hg.): Orte der Verständigung: Beiträge zum pädagogischen Argumentieren, Freiburg, S. 210–230
- Schwabe, M. 2008: Zwang in der Heimerziehung?, München
- Winkler, M. 2001: Ansätze einer Theorie kollektiver Erziehung, in: DJI (Hg): Die Glen Mills Schools, Pennsylvania, USA – eine Expertise, S. 76–98
- Wolf, K. 2008: Erziehung und Zwang, in: Widersprüche, Heft 1, Bielefeld, S. 93–108

*Prof. Dr. phil. Matthias Schwabe,
Evangelische Fachhochschule Berlin, Lehrstuhl für Soziale Arbeit,
Postfach 37 02 55, 14132 Berlin
E-mail: schwabe@evfh-berlin.de*



Von heute auf morgen?

Munsch, Chantal: Die Effektivitätsfalle. Gemeinwesenarbeit und bürgerschaftliches Engagement zwischen Ergebnisorientierung und Lebensbewältigung. Schneider Verlag, Hohengehren 2005. 160 S., 16 Euro

Aaron Cicourel (1970) schreibt in seinen inzwischen zum Klassiker avancierten Überlegungen *Methode und Messung in der Soziologie*: „Die Forscher in den Sozialwissenschaften werden mit einem einmaligen Problem konfrontiert; eben die Bedingungen ihrer Forschung konstituieren eine wichtige komplexe Variable für das, was als die Ergebnisse ihrer Erhebungen gilt“ (Cicourel 1970: 63). Mit ihrer Studie *Die Effektivitätsfalle* legt die Dresdner Erziehungswissenschaftlerin Chantal Munsch nicht nur eine empirische Rekonstruktion zur Frage der Aktivierung bürgerschaftlichen Engagements aus Sicht der Sozialen Arbeit vor, sondern sie deutet im ersten Teil ihrer Studie (9 ff.) auch die Grundlinien einer *Sozialpädagogischen Ethnografie* an. Dieser Versuch könnte als eine Reaktion auf die von Cicourel formulierte Einsicht gelesen werden. Denn Munsch versucht mit ihrer knappen Grundlegung einer sozialpädagogischen Ethnografie diesen Prozess der Konstitution aktiv zu gestalten – und damit auch gestaltbar zu machen, also unter Kontrolle zu bringen. Man könnte die grundlegende Perspektive der von Munsch anvisierten „Kritischen Ethnografie“ (16 f.) in Abwandlung Cicourels daher folgendermaßen zusammenfassen: „Die Wissenschaftler/innen in der Sozialen Arbeit werden mit einem einmaligen Problem konfrontiert; eben die Bedingungen ihrer Arbeit konstituieren eine entscheidende komplexe Variable für das, was als Ergebnis ihrer Interventionen gilt.“ Und Munsch geht sogar noch einen Schritt weiter. Indem sie ihre kritisch-ethnografische

Perspektive an die Aktions- und Handlungsforschung anzuschließen sucht (17 ff.), sollen auch die sozialpädagogischen Fachkräfte mit dem „einmaligen Problem konfrontiert (werden); eben die Bedingungen ihrer Arbeit konstituieren [...]“.

Verstehen sollte deshalb, folgt man Chantal Munschs Argumentation, nicht nur das Prinzip ethnografischer Forschung darstellen, sondern zugleich zum konstitutiven Bestandteil sozialpädagogischer Professionalität werden. Denn für diese sei es Voraussetzung, so Munsch, „Menschen in ihren verschiedenen Lebenslagen verstehen zu können, auch bzw. gerade wenn ihre Lebenserfahrungen andere sind als die eigenen“ (9). Insofern sei die sozialpädagogische Praxis immer als soziale Praxis zu verstehen und damit seien die Adressaten Sozialer Arbeit nur „als solche“ zu beschreiben, wenn der soziale Kontext Berücksichtigung finde (14). Eine „Ethnologie der Ausgrenzung“ als zentraler Bestandteil einer sozialpädagogischen Ethnografie, so Munsch im Anschluss an Überlegungen Knechts, eröffne die Möglichkeit, „Konstruktions- und Ausgrenzungsprozesse“, denen Adressaten ausgesetzt sind, systematisch in den Blick zu bekommen (15). An dieser Stelle wird bereits deutlich, dass es Chantal Munsch um die Beförderung eines explizit kritischen Forschungsansatzes geht, also ganz in der kritisch-theoretischen Theorietradition um eine Analyse, die auf eine Transformation des Gesellschaftlichen ausgerichtet ist, wie Horkheimer in seiner klassischen Bestimmung 1937 formuliert hatte. Denn die kritische Ethnografin dürfe sich, so fordert Munsch in ihrer methodologischen Einführung weiter, nicht auf eine Beobachtung von Konstruktions- und Ausgrenzungsprozessen beschränken, sondern müsse sich vielmehr mit dem Ziel einer Veränderung bestehender Zusammenhänge in diese einmischen – und daher „bewusst normativ“ sein (16). Für eine solche kritische Eth-

nografie scheint es Munsch sinnvoll, die Traditionslinie einer Handlungs- und Aktionsforschung wieder aufzunehmen (21 ff.). Damit stellt sich allerdings eine erste Frage an die Interpretation Munchs, die sie unbeantwortet lässt: Was heißt „bewusst normativ“ (16) bzw. die Einnahme einer „normativen Orientierung“ (17)? Soll damit ein spezifisches gerechtigkeitstheoretisches Postulat verkündet werden, wie es aktuell mit dem Capability Approach im Anschluss an Amartya Sen und Martha Nussbaum in der deutschsprachigen Sozialen Arbeit gepriesen wird, oder damit eher eine erkenntnis-kritische Position präferiert, die sich der Normativität im Sinne der Begrenztheit, Immanenz und Spezifität der eigenen Sprecherposition bewusst ist?

Wie auch immer. Ergebnis einer sozialpädagogischen Ethnografie sind im Sinne Munchs generierte Theorien – der Anschluss an die Grounded Theory ist explizit –, die an die sozialpädagogische Handlungsvollzüge des Untersuchungsfeldes anknüpfen (32). Wie man sich die Durchführung einer solchen sozialpädagogischen Ethnografie vorzustellen hat, verdeutlicht Chantal Munsch in ihrer Studie am Beispiel von gemeinwesen-arbeiterischen Aktivitäten im Rahmen eines Stadtteilhauses, das 1995 in einer mittelgroßen Stadt in Ostdeutschland gegründet wurde (33 ff.). Diese Rekonstruktion bildet den Hauptteil ihrer Studie.

Munsch hat zwei unterschiedliche Gruppen von erwachsenen Stadtteilbewohner/innen beobachtet, die sich nicht nur im Stadtteilhaus trafen, sondern auch durch dessen Aktivitäten konstituiert wurden. Dieser Hinweis ist entscheidend für die Unterscheidung der beiden Gruppen: Der „Gesprächskreis“, der sich aus Erwachsenen zusammensetzt, „die von sozialer Benachteiligung betroffen“ sind (39), ist nämlich zum einen auf Initiative der im Stadtteilhaus tätigen Fachkräfte entstanden, während die „AG Stadtteilstfest“ aus einer Stadt-

teilkonferenz und insofern aus einem Eigenengagement von Bewohner/innen entstanden ist (41). Und zum anderen treffen sich im „Gesprächskreis“ Menschen, die die Erfahrung struktureller Benachteiligung eint und die diese Erfahrungen aufzuarbeiten suchen, während sich in der „AG Stadtteilstfest“ Bewohner/innen treffen, die sich um die Durchführung konkreter Projekte bemühen – oder eben über Sinn und Unsinn bestimmter Projektideen streiten.

Wie unterschiedlich der Ablauf der Gespräche in den beiden Gruppen ist, kann Munsch mit ihren Ausschnitten aus den eigenen Beobachtungsprotokollen sehr eindrücklich illustrieren – das ist eine der hervorzuhebenden Stärken dieser Studie. Während sich die Gespräche der AG Stadtteilstfest immer wieder auf Durchführungsfragen und deren Lösung konzentrieren, weil das gemeinsame Ziel, die Planung eines Stadtteilstfestes vereinbart ist, geraten Planungsfragen im Gesprächskreis zu fast exklusiven Dialogen zwischen den Fachkräften – eine Partizipation der Gesprächskreisteilnehmer/innen gelingt nicht und wird nur verbal proklamiert. Sehr rege sind deren Gesprächsanteile aber an anderen Stellen. Dann nämlich, wenn es nicht um Planungen, sondern um ihre eigene Betroffenheit geht und die nicht nachvollziehbare Entscheidungen auf behördlicher Seite (v.a. Arbeitsamt). Diesen Zusammenhang fasst Chantal Munsch als zentrale Analyse in dem titelgebenden Begriff der „Effektivitätsfalle“ zusammen (vgl. 127 ff.). Effektivitätsfalle meint dabei das „Spannungsfeld zwischen der Integration und Beteiligung sozial benachteiligter BewohnerInnen und der Effektivität von Engagement [...], wenn Gemeinwesenarbeit die Lebensbedingungen in den Stadtteilen verbessern will“ (128). Aufgrund des zunehmenden Legitimationsdrucks, so könnte man Munsch paraphrasieren, sind schnelle Aktivierungserfolge erwünscht und genau diese Effektivitätsori-

entierung schließt aber sozial benachteiligte Personen aus. Damit weist Munsch auf einen bisher in den Diskussionen viel zu wenig fokussierten Aspekt hin: die milieustabilisierenden und Distinktionsgrenzen reproduzierenden Haltungen und Verhaltensweisen der sozialpädagogischen Akteure selbst – und zwar motiviert durch institutionellen Druck auf Seiten der Fachkräfte. An dieser Stelle scheint sich außerdem ein in der Gemeinwesenarbeit seit langem bekanntes Dilemma zu reproduzieren, das aber in den aktuellen Debatten nur selten benannt wird: das Dilemma der Milieukonflikte zwischen Sozialarbeiter und Bewohner/innen (99). Und auf ein weiteres altbekanntes Dilemma kann Munsch aufmerksam machen: Die strukturelle Eingebundenheit sozialpädagogischen Handelns: „Die Themen [...] betreffen gesellschaftliche Probleme, welche auf lokaler Ebene schwer zu ändern sind“ (99). Allerdings verfällt Chantal Munsch hier fast in einen wohlbekannten resignativen Duktus – wohlbekannt, weil man hier den Alter Ego jeder Sozialarbeiterin sprechen hört, der vor sich hin murmelt: „Letztlich machen wir doch nur Sisyphosarbeit“. Und diese Resignation scheint es auch, die Munsch abschließend zu der fast paradoxen Schlussfolgerung bringt, einerseits für „lokale Aktionen“ zu argumentieren, weil in deren Begrenzung „positive Erfahrungen mit Engagement“ gemacht werden könnten und andererseits dafür zu plädieren, die „sozialer Ungleichheit zugrunde liegenden Strukturen“ nicht auszublenden, „weil sie schwer zu verändern sind, bzw. der Versuch, sich für ihre Veränderung zu engagieren, Frustrationserlebnisse mit sich bringen kann“ (150). Selbstverständlich sollten sozialpädagogisch Handelnde weder sich selbst noch die AdressatInnen ihrer Angebote mit umfassenden gesellschaftspolitischen Ansprüchen überfordern und sich daher der gesellschaftspolitischen Bedingungen

ihres Tuns realistisch bewusst sein. Zugleich lautet ihre Aufgabe, permanent nach Ansatzpunkten für angemessene sozialpädagogische Interventionsformen zu suchen, das heißt ein fachliches Handeln zu realisieren, das auf die Erweiterung oder Eröffnung von Handlungsoptionen für die Nutzer/innen zielt. Mit der Polarisierung von „gesellschaftlichen Problemen“ versus „lokalen Aktionen“, die Munsch hier nahe legt, gerät man aber in die Gefahr, dieses aus dem Blick zu verlieren, weil – überspitzt formuliert – die Probleme außen vor zu bleiben haben, während im beschaulichen Umfeld des Lokalen Engagement-erfolge erzielt werden. Eine solche Haltung soll nun nicht der Autorin in den Mund gelegt werden, da ihre Studie insgesamt eine gesellschaftspolitische Fokussierung aufweist. Aber etwas bedauerlich ist, dass das Potenzial der Studie selbst, die Ambivalenz und nicht die Polarisierung von „gesellschaftlichen Problemen“ und „lokalen Aktionen“ materialreich zu illustrieren, nicht genutzt wurde. Eine Möglichkeit dazu wäre sicherlich der ausführliche Protokollauschnitt gewesen, in dem es im Gesprächskreis um ein geplantes Treffen mit VertreterInnen des örtlichen Arbeitsamtes geht (89 ff.).

Denn hier zeigt sich ein durchaus typisches sozialpädagogisches Verhalten auf Seiten der Gemeinwesenarbeiterinnen, das die NutzerInnen nicht primär als mündige Bürger/innen betrachtet und ihnen in diesem Sinne – unabhängig von ihren aktuellen Verhaltensweisen – zuerst einmal möglichst alle relevanten Informationen zur Verfügung stellt – beispielsweise alle beim Arbeitsamt rechtlich auszuschöpfenden Förderungs- und Unterstützungsmöglichkeiten (vgl. 92 f.). Stattdessen werden die GesprächskreisteilnehmerInnen mit ihrer Frage nach den gesetzlichen Gegebenheiten hinsichtlich den ihnen zustehenden Sozialleistungen alleine gelassen, ganz so als ob diese

Probleme die Gemeinwesenarbeiterin nichts angingen.

Nicht nichtsdestotrotz, sondern gerade deswegen ist Chantal Munsch's abschließendem Resümee zuzustimmen: „Die Förderung eines symmetrischen Engagements unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen kann sich vor dem Hintergrund des skizzierten Spannungsfeldes nicht auf kurzfristige Aktivierungen beschränken, sondern fordert eine langfristige, sozialpädagogisch und -politisch eingebettete Begleitung“ (151) – wobei man

geneigt ist hinzuzufügen: „symmetrisch“ muss dieses Engagement keineswegs immer sein, und manches Mal wäre nicht nur „Begleitung“, sondern vielmehr politische Skandalisierung zugunsten der NutzerInnen wünschenswert.

*Fabian Kessl, Universität Bielefeld,
Fakultät für Pädagogik,
AG 8: Sozialarbeit/Sozialpädagogik,
Postfach 10 01 31, 33501 Bielefeld
E-mail: fabian.kessl@uni-bielefeld.de*

Marx und Coca-Cola. Die westdeutsche Jugendkultur der 1960er Jahre

Siegfried, Detlef: *Time Is on My Side. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 1960er Jahre*. Wallstein Verlag, Göttingen, 2006. 840 S., 35 Abb., 49 Euro

Schon von Zeitgenossen wurde die Jugendkultur der 1960er Jahre als eine eigentümliche und neuartige Melange aus Lebensgenuss und Konsumkultur auf der einen und Interesse für gesellschaftliche Probleme und Politik auf der anderen Seite wahrgenommen. Jean-Luc Godard schuf hierfür die griffige und oft zitierte Formel der „Kinder von Marx und Coca-Cola“. Auch Detlef Siegfried setzt in seiner umfangreichen und nun in Buchform vorliegenden Habilitation zu „Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre“ bei diesem „und“ an. Denn „als zentrales Charakteristikum der 60er Jahre (falle) nicht die Gegensätzlichkeit von Konsum und Politik auf, sondern eine Parallelität von zunehmender Konsumtion und Politisierung“ (13). Dieser parallele Entwicklungsschub verweise die „zeitgenössisch allgegenwärtige Vorstellung von der Konsumindustrie als Faktor der Entsubjektivierung und Depolitisierung in das Reich der Legende“ (752). So gelingt es Siegfried in seiner Studie durchgängig, Konsum und Politik als Pole eines Spannungsbogen zu konstruieren, ohne dabei mit dualen Stereotypen von einer „entpolitisierten“ versus einer „politisierten“, einer „konsumverfallenen“ versus einer „konsumverweigernden“ Jugend zu argumentieren. Stets interessiert ihn das historisch konkrete Mischungsverhältnis. In Bezug auf den Konsum erforscht Siegfried neben der Verfügbarkeit von Waren und Dienstleistungen, die für die Entstehung

einer eigenständigen Jugendkultur eine wichtige Rolle spielten, die Orte, an denen sie konsumiert wurden, sowie die Eigenarten und gesellschaftlichen Folgen ihrer massenhaften Nutzung (17). Zudem will er die Diskurse nachzeichnen, die die Produktion, Distribution und Konsumtion warenförmiger Produkte auslösten. Bei alledem verfolgt Siegfried eine von den britischen *Cultural Studies* inspirierte, akteurszentrierte Perspektive. Er will die „Aneignungspraktiken“ historiographisch sichtbar machen und damit das „widersprüchliche Wechselspiel zwischen kulturindustrieller Produktion von oben und Eigen-Sinn-Produktion von unten“ (17) in den Blick nehmen. Im Hinblick auf Politik interessiert sich Siegfried für die politischen Deutungen der lebensweltlichen Transformationen und für den Wandel der politischen Partizipationsbereitschaft Jugendlicher, wobei hier ebenfalls den Einstellungen und Praktiken der Akteure besondere Bedeutung beigemessen wird.

Siegfried unterteilt die „langen 1960er Jahre“ in vier Phasen und gliedert dementsprechend seine Untersuchung. So habe sich von 1959 bis 1963 eine jugendlich geprägte Massenkultur konstituiert, die sich zwischen 1963 und 1967 weiter entfaltete, um dann als Gegenkultur eine Hochphase der „wunderbaren Jahre“ von 1967 bis 1969 zu durchlaufen. In den Jahren 1969 bis 1973 habe sich diese „Alternativkultur“ konsolidiert, veralltäglicht und in verschiedene Strömungen ausdifferenziert. Entgegen der anhaltenden medialen Inszenierung von „1968“ als sagenumwobenes, epochales Umbruchsdatum, ist Siegfrieds Arbeit somit Teil eines inzwischen dominanten Projekts innerhalb der Geschichtswissenschaft, den zeitgeschichtlichen „Ort“ von „1968“ auszuloten, ihn als Teil eines breiteren gesamtgesellschaftlichen Transformationsprozesses zu rekonstruieren und damit „1968“ als singuläres Ereignis historisch zu relativieren und zu entmystifizieren. Siegfried

zeichnet dementsprechend für seinen Gegenstandsbereich Jugendkultur nach, welche signifikanten Veränderungen im politischen und (pop-) kulturellen Bereich schon Ende der 1950er Jahre ihren Anfang nahmen, wie diese „1968“ überhaupt erst ermöglichten und wie sie deutlich später, zu Beginn der 1970er Jahre, ihren Höhepunkt erreichten und sich konsolidierten.

Siegfried geht davon aus, dass die „langen 1960er Jahre“ einen „Strukturbruch der Moderne“ (9) anzeigen, der durch Enttraditionalisierung, Individualisierung und Pluralisierung gekennzeichnet ist. Diese These der „Modernisierung der Moderne“ (11) hält er für hinreichend abgesichert und begnügt sich daher mit dem kursorischen Verweis auf die üblichen Verdächtigen (Ulrich Beck und Wolfgang Welsch). Mit einem generationellen Zugang und somit dem Fokus auf Jugendliche als „Trägergruppe des gesellschaftlichen Wandels“ möchte er diesen Übergang der westdeutschen Gesellschaft von einer industriell zu einer stärker postindustriell geprägten Moderne ausschnitthaft rekonstruieren (10). Er verschreibt sich hierbei einer phänomenologisch argumentierenden, unvoreingenommenen und differenzierten Darstellung, die den „Anspruch auf stringente Deutung aus der Makroperspektive zunächst zurückzustellen und das Objektiv näher an den Gegenstand der Betrachtung heranzuführen“ (10) habe. Was Siegfried dann unter seinem Objektiv findet, in seiner Studie ausbreitet und systematisiert, sucht in seiner Detailfülle, Quellensättigung und Originalität seinesgleichen.

Siegfried beginnt seine akribische Untersuchung mit der Rekonstruktion des gesellschaftlichen Strukturwandels der 1960er Jahre und damit der materiellen Voraussetzungen der entstehenden Jugendkultur. Hierbei verweist er vornehmlich auf die Verbesserung der wirtschaftlichen Situation, die zu einem sprunghaften Anstieg der Kauf-

kraft von Jugendlichen und zu einer auf den Jugendmarkt bezogenen Freizeitgüterindustrie geführt habe (45). Parallel reduzierte sich die Arbeitszeit merkbar, sodass von einem „Freizeitschub“ (35) gesprochen werden könne. Diese Entwicklungen fanden ihren Ausdruck in einem umfassenden Wertewandel, der hedonistische Einstellungen begünstigte ohne dabei die Orientierung am Leistungsprinzip irrelevant werden zu lassen (56). Jugendliche avancierten in diesem Prozess zu „Schrittmachern im Umgang mit den Möglichkeiten der Konsumgesellschaft“ (72).

Es ist ein großer Verdienst der vorliegenden Studie, dass die Bedeutung der materiellen gesellschaftlichen Voraussetzungen zwar herausgestellt und angemessen gewürdigt wird, der sich herausbildenden Jugendkultur aber eine eigene Materialität zuerkannt wird, die es konkret zu ergründen gelte. Schon im Kapitel über die Inkubationszeit der Jugendkultur, die Zeit der „Teenage Revolution“ von 1959 bis 1963, präsentiert Siegfried hierfür einen ungewöhnlichen wie erstaunlichen Mix an Themen und Methoden. So schildert er die Veränderungen der „Freizeitpraktiken“ (73) und der Mediennutzung, beschäftigt sich mit dem Lesen und Musikhören, den Kino- und Kneipenbesuchen sowie dem Aufstieg der privaten Partys und der Kellerlokale. Er fragt nach dem „Sinn der elektronischen Dinge“ (92), spürt den jeweiligen Bedeutungen von Musikbox, Kofferradio und Plattenspieler sowie Tonband und Kassette nach und sieht im Twist eine Informalisierung, Individualisierung und Demokratisierung des Gesellschaftstanzes am Werke. Zusammengeführt werden diese Befunde mit zeitgenössischen Debatten, etwa dem (meist kulturpessimistisch motivierten) Diskurs über den „Teenager“, in dem selbiger als „Idealtypus des konsumorientierten, apolitischen Gegenwartsjugendlichen“ (150) konstruiert wurde.

Die mittleren Jahre zwischen 1963 und 1967 schildert Siegfried als Phase der fortschreitenden Entfaltung der Konsumkultur, in der sich zugleich ein wachsender Nonkonformismus Bahn brach. Der Aufstieg englischsprachiger Popmusik wird am Beispiel des Hamburger *Star-Clubs* dargestellt, dessen Geschichte unter anderem anhand von Steuererklärungen (!), welche im Staatsarchiv Hamburg einsehbar sind, rekonstruiert wird. Nach einer anschließenden Rekapitulation der damaligen Debatten und Deutungsversuche über Beatmusik wendet sich Siegfried anschließend wieder einem Potpourri aus Themen zu. So berichtet er über antimilitaristische Strömungen und geht der Bedeutung der gewonnenen Mobilität durch Mopeds und Autos, der Symbolkraft langer Haare, dem abweichenden Verhalten der „Gammler“ sowie der „Stromsucht“ (276), sprich der zunehmenden Antizipation „elektrifizierter Musik“ durch (zumeist männliche) Jugendliche, auf den Grund. All diese Phänomene begreift Siegfried als gesellschaftliche Kampffelder „um die Respektabilität neuer Themen, Stile und kultureller Ausdrucksformen“ (234). Mit einer Auswertung und inhaltlichen Systematisierung der wichtigsten „Publikumszeitungen für Intellektuelle“ (281) *Twen*, *Konkret* und *Pardon* sowie der Jugendprogramme des Radios und Fernsehens zeigt er die Konfliktlinien dieses Kulturkampfes nach. Siegfried legt darüber hinaus überzeugend dar, wie Mitte der 1960er Jahre eine politisierte Selbstverständigung in der jugendkulturellen Szene einsetzte, welche um die Begriffe Gegenkultur, Nonkonformismus und Authentizität kreiste. Deutlich wird hier vor allem, dass ein umfassender Wertewandel bereits geraume Zeit vor dem symbolträchtigen „1968“ in vollem Gange war.

Gleichwohl kommt auch Siegfried nicht umhin, die Phase zwischen 1967 und 1969 als eine dramatische Phase der „Verdichtung“ (750) zu beschreiben, in der Konsum und

Politik in einer wirkungsmächtigen Gegenkultur fusionierten, die nun die zuvor eröffneten Freiräume nutzt und sich zunehmend politisch artikuliert. Auch in diesem Kapitel bleibt Siegfried seinem breit angelegten Zugang treu: Er untersucht die Entwicklung wichtiger Musikclubs als „Orte der Gegenkultur“ (453), rekonstruiert die Geschichte des SDS und der Kommune I, analysiert eine Vielzahl von Underground-Zeitschriften und beschäftigt sich abermals mit *Konkret* und *Twen* (in denen nun ebenfalls Konsum und Politik – wenn auch auf unterschiedliche Weise – miteinander verschmelzen). Besondere Aufmerksamkeit verdient Siegfrieds Schilderung der bislang wenig erforschten Folkfestivals auf der Burg Waldeck, der Essener Songtage sowie des entstehenden Undergrounds als Kristallisationspunkte einer „massenhaften Subkultur“ (571). Hier lässt er umfassend und differenziert die zeitgenössischen Debatten um Sub- und Gegenkultur lebendig werden, wobei er sowohl die Versuche der Akteure, sich den fortwährenden Kommerzialisierungsinteressen seitens der Kulturindustrie zu entziehen, als auch die Vermischung von Konsum und Politik als kreative Emanzipationspraktiken würdigt.

Vor dem Hintergrund der Grabenkämpfe innerhalb der Studentenbewegung nach 1969 schildert Siegfried die „Entstehung eines breiten Spektrums von alternativen Lebenskonzepten im Alltag“ (746). Diese Hochphase der Wohngemeinschaften, Kommunen und Jugendzentren wurde durch einen weiteren Politisierungsschub geprägt, der sich nun verstärkt in „internen“ Debatten und unterschiedlichen gesellschaftlichen Vorstellungen, etwa zwischen K-Gruppen und hedonistischen Gruppierungen der Linken, niederschlug. Im Bereich der Rockmusik begann die Zeit der Underground-Bands, die antraten, sich der Vereinnahmung durch die Kulturindustrie zu verweigern. Dies gelang ihnen nur in Ansätzen,

denn auch „die Medien waren daran interessiert, Unkonventionelles zu bringen und selbst politischen Protest zu inszenieren. So bewegten sich politische Bands ständig im Spannungsfeld zwischen professioneller Produktion und Vermarktung auf der einen, Verweigerung gegenüber nicht selbst bestimmten Formen auf der anderen Seite“ (704).

Siegfried gönnt seiner umfassenden Untersuchung nur ein kurzes (neunseitiges) Resümee, in dem er nochmals die Quintessenz des maßgeblich von jugendlichen Akteuren beeinflussten Wertewandels der 1960er Jahre benennt: Ablehnung von Erziehung und Sinnstiftung von oben, zunehmende Präferenz für hedonistische Lebenskonzepte, zunehmendes Interesse an Politik und politischem Engagement sowie Ausdifferenzierung von Lebensstilen, teilweise in Form devianter Subkulturen. Begleitet und gefördert wurde dieser Prozess durch ein erweitertes Angebotsspektrum der Konsumgüterindustrie und der Medien, welches vielfältiges Material für lebensweltliche Experimente bot und durch Impulse aus der Jugendkultur weiter differenziert wurde (747). Auch insgesamt gelingt es Siegfried in seiner Studie durchweg, Jugend- und Subkulturen auf der einen und die Gesamtgesellschaft samt ihrer kulturindustriellen Mechanismen auf der anderen Seite nicht als getrennte Sphären zu betrachten, sondern als ein reziprokes Verhältnis zu konzipieren: „Denn ein wesentlicher Antriebsfaktor für die ständige Erneuerung der Gegenkultur war ihr Wechselverhältnis mit der Kulturindustrie“ (753).

Dem gesellschaftlichen Mechanismus von sozialem Wandel, von Macht und Gegenmacht, von Revolte und Vereinnahmung

kommt Siegfrieds Studie dabei gleichwohl nur bedingt auf die Spur. Dies liegt zumindest teilweise in ihrer historiografischen und damit in soziologischer Hinsicht untertheoretisierten Herangehensweise begründet. So geraten etwa die Anmerkungen zur Kritischen Theorie (immerhin die wichtigsten Stichwortgeber in Bezug auf „Kulturindustrie“) oder zur sozialstrukturellen Stratifizierung von jugendkulturellen Vergemeinschaftungen sehr knapp. Siegfried entkommt nicht einem gewissen Reduktionismus, da er seinen Untersuchungsgegenstand vornehmlich im Hinblick auf dessen Bedeutung für die generellen gesellschaftlichen Modernisierungstendenzen befragt. Zudem steht Siegfried der Eigenständigkeit von politischen Zielen der Protestbewegungen skeptisch gegenüber. Sie gelten ihm „lediglich (als) besonders zugespitzte Erscheinungen des allgemeinen Trends zur Differenzierung der Lebensstile und repräsentieren einen aktiven und eigensinnigen Umgang mit Konsumangeboten, der in weniger expliziter Form auch die Praxis der Konsumtion an sich kennzeichnete“ (754).

Diese Anmerkungen können den Gesamteindruck der Studie allerdings nicht trüben. Siegfried hat eine beeindruckende und überzeugende Analyse der westdeutschen Jugendkultur vorgelegt und in ihr auf innovative Weise Privates und Politisches, Konsum- und Politikgeschichte zueinander in Beziehung gesetzt. „Time Is on My Side“ hat das Zeug, zu einem Standardwerk zu werden.

*Dr. Armin Stickler,
Marienstr. 75, 42105 Wuppertal
E-mail: mail@arminstickler.de*

Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien

Herausgegeben von Ruth Becker, Sigrid Metz-Göckel und Robert Schreiber

26. Jahrgang 2008 • Heft 1 • 144 Seiten • 13,50 Euro

Schwerpunkt: Männlichkeit

Silvia Kontos und Michel May
*Hegemoniale Männlichkeit und männlicher Habitus:
Überlegungen zu einem analytischen Bezugsrahmen zur
Untersuchung von Geschlechterverhältnissen*

Michel May
*Studenten, hegemoniale Männlichkeit und Soziale Arbeit:
Ergebnisse eines Lehrforschungsprojektes*

Inken Tremel und Waltraud Cornelißen
Mann werden im Zivildienst – ein vernachlässigter Aspekt in der Debatte um den Zivildienst

Allgemeiner Teil

Marianne Flassbeck
*„The more stitches, the less riches“ – Huxleys „Brave New World“ in den Zeiten unvollendeter
Globalisierung*

Franziska Fellenberg
Determinanten erfolgreicher Mentoringbeziehungen von Nachwuchswissenschaftlerinnen

Jürgen Budde
*Geschlechterkonstruktionen im Sozialen Lernen in der Schule – Bericht aus einem empirischen
Forschungsprojekt*

Rita Radl Philipp, Jorge García Marín und Maria Begoña Gómez Vázquez
Änderungen des Geschlechtsrollenverhaltens von Großmüttern und Großvätern in Spanien

Aus der gleichstellungspolitischen Praxis

Angelika Henschel
*Mit Hartz IV zum »Aufbruch« ins Erwerbsleben? – Unterstützungsangebote für von Misshandlung
betroffenen Frauen*

Brigitte Fahrenberg
*Modelle einer emanzipatorischen Bildungsarbeit mit älteren Frauen? Das Beispiel „Neue Chancen nach
der Lebensmitte – SPURWECHSEL“*

Tagungsbericht

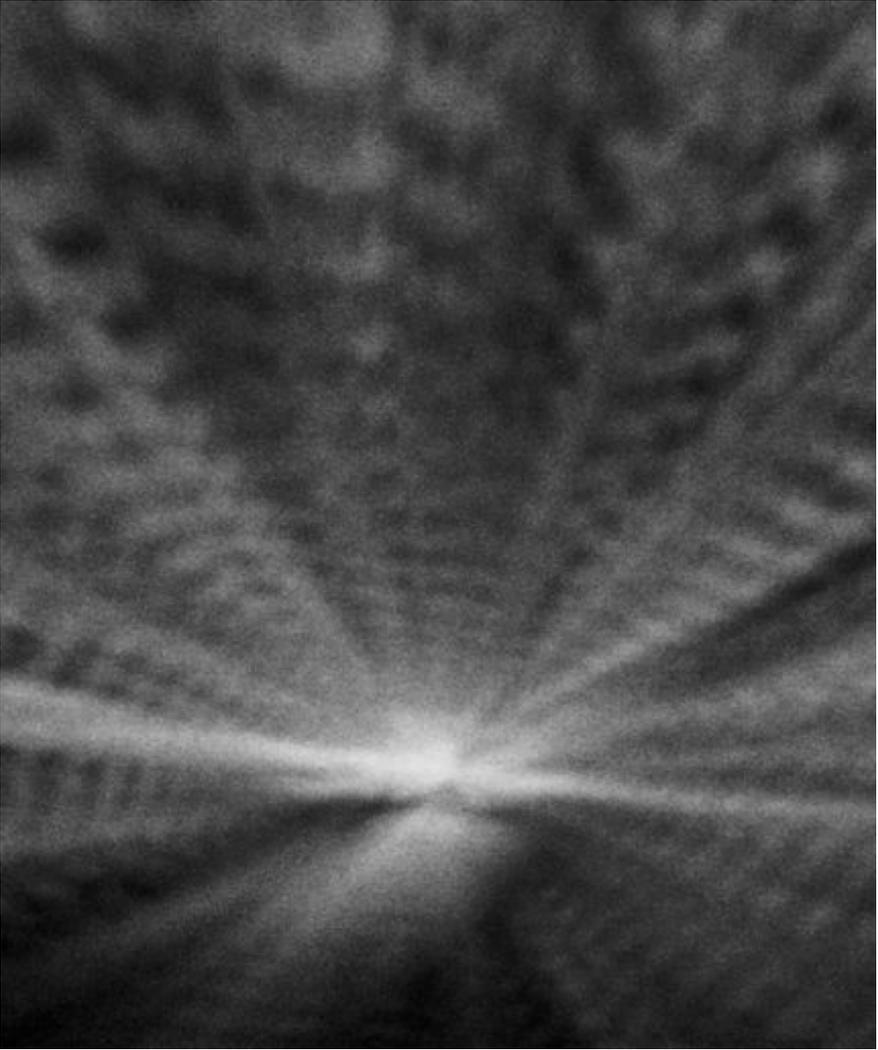
Sabine Schäfer
Die F-Frage – Frauen, Feminismus, Forschung

Rezensionen

Die Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien erscheint dreimal jährlich mit zwei Einzelheften und einer Doppelausgabe. Bezug im Abonnement oder Bezug von Einzelheften über den Buchhandel oder über den Kleine Verlag. Einzelheft 13,50 Euro, Doppelheft 19,50 Euro. Jahresabonnement 40,00 Euro, Jahresabonnement für Studierende 27,00 Euro (Studienbescheinigung erforderlich), jeweils zuzüglich Zustellgebühr.

Kleine Verlag GmbH • Postfach 10 16 68 • 33516 Bielefeld • Telefon 0521 1 58 11 • Telefax 0521 14 00 43
E-Mail KV@kleine-verlag.de • www.kleine-verlag.de





DAS ARGUMENT

ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND SOZIALWISSENSCHAFTEN

275 Reproduktionstechnologien

M.KNECHT: Biomedikalisierung von Verwandtschaft

S.SEXTON: Klonforschung und ihr Bedarf an Eizellen

M.SINGER: Cyborg-Visionen

B.CACIOPPO & **E.GEBER:** Allmachtsfantasien und Utopien

Pränataldiagnostik

C.SCHUMANN: Erfahrungen aus der Praxis

S.SAMERSKI: Entmündigende Selbstbestimmung

V.Lux: Umgang mit dem Risiko

Außerdem:

J.M.RIPALDA: Adorno und das unmögliche Politische

I.GALSTER: Genese, Theorie und Praxis des Engagements bei Sartre und Beauvoir

S.ÖZBEK: Kleinhändlermoral in der türkischen Politik

274 Die Dialektik neu entdecken

F.HAUG: Attacken auf den abwesenden Feminismus. Ein Lehrstück in Dialektik

W.F.HAUG: Für praktische Dialektik

V.BRAUN: Der Eisenwagen

A.ARNDT: Was ist Dialektik? Anmerkungen zu Kant, Hegel und Marx

V.OITTINEN: Dialektik und die Moderne - von Spinoza zu Marx

D.FASTNER: Sartre als marxistischer Dialektiker

W.F.HAUG: In babylonischer Gefangenschaft? Dialektik bei Hans Heinz Holz

Außerdem:

R.COHEN: Künftiger Ruhm der Retortenstadt Brasilia. Aus Anlass von Oscar Niemeyers 100. Geburtstag

E.BALIBAR: Jan Assmann und die mosaische Unterscheidung

Einzelheft 11 €; Jahresabo (6 Hefte) 52,50 € zzgl. Versand; ermäßigt 39 € zzgl. Versand

ARGUMENT-Versand
Reichenberger Str. 150
10999 Berlin
Tel.: +49-(0)30-6113983
Fax: +49-(0)30-6114270
versand-argument@t-online.de

Redaktion DAS ARGUMENT
c/o M.Korbmacher,
Stephanweg 24
48155 Münster,
Tel.: +49-(0)251-3834462,
redaktion@argument.de



ISBN 978-3-89691-351-7

2008 - 172 S. - € 12,00

Das bis heute unklar gebliebene Verhältnis von Marx und Foucault will PROKLA 151 entlang der Frage untersuchen, auf welche Weise heute, im Anschluss an Marx und/oder Foucault, gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse analysiert und der Widerstand dagegen konzipiert werden kann. Ob die Formation der „Diskurse“ gegen die „Materialität“ der gesellschaftlichen Verhältnisse stehe oder deren Bestandteil sei, ist genauso unklar wie das Verhältnis der Foucaultschen „Mikrophysik der Macht“ zum Marxschen Begriff von Herrschaft und Ausbeutung.

»Kampagnen – eine Kampfform der Gewerkschaften und sozialen Bewegungen. Konzepte, Beispiele, Erfahrungen«

Mit dieser Tagung haben wir 2005 in der NGG-Bildungsstätte Oberjosbach begonnen, uns systematisch mit alternativen Formen des Arbeitskampfs zu beschäftigen. Anders als Ende 2005 sind Kampagnen zwar mittlerweile auch in den Gewerkschaften als Kampfform angekommen, doch eine Auswertung und Reflexion der unterschiedlichen Formen und Bedingungen von Kampagnenarbeit fehlt bislang. Die Broschüre stellt nicht nur eine Fülle von anregenden

Beispielen vor, die z.T. bereits in laufende Kampagnen eingeflossen sind, z.T. den Anstoß zu neuen Entwicklungen gegeben haben, sondern dokumentiert auch die Diskussionen unter den rund 80 TeilnehmerInnen aus dem In- und Ausland. Abgerundet wird der Band durch einen umfangreichen Dokumenten- und Materialenteil sowie Literaturempfehlungen.

Zu beziehen über die Redaktion des express
 178 Seiten, 13 Euro (regulärer Preis) / 7 Euro (ermäßigter Preis für Teilnehmer der Tagung) zzgl. Porto und Versand
express-afp@online.de, Tel. (069) 67 99 84

Erwin Hubert
 Anne Kahl
 Udo Weiland (Hg.)

Kampagnen

Eine Kampfform der Gewerkschaften und Sozialen Bewegungen

- > Konzepte
- > Beispiele
- > Erfahrungen

Dokumentation einer Tagung für Aktive und Multiplikatoren von 22. - 27. November 2005 in Oberjosbach/ H.

November
 von U. Weiland, A. Kahl, E. Hubert
 express/WP n. 3, KOB Baden, 168 S. Hard



Redaktion express
 PF 10 20 62
 63020 OFFENBACH

Tel. (069) 88 50 06
 Fax (069) 82 11 16
 Email: express-afp@t-online.de

WIDERSPRUCH

Beiträge zu
sozialistischer Politik

54

Energie und Klima

Neues Energieregime; Industrialisierung und CO₂
Agrotreibstoffe contra Ernährungssouveränität;
Klima-Kapitalismus der EU; Solarzeitalter und
Erneuerbare Energien; Mobilitätswahn; 2000-Watt-
Gesellschaft; Grüne und ökologische Politik;
Nachhaltige Natur- und Geschlechterverhältnisse

E. Altvater, P. Niggli, T. Goethe, A. Brunnengräber,
K. Dietz, H. Scheer, H. Guggenbühl, B. Ringger,
S. Wolf, B. Piller, A. Braunwalder, B. Glättli, B. Flieger,
H. Klemisch, A. Biesecker, S. Hofmeister, T. Santarius

Diskussion

U. Brand: Sozial-ökologische Perspektiven
BUKO: Vergesst Kyoto! Die Katastrophe ist da
R. Schäfer: Afrika, Frauen, Nachhaltigkeit
B. Kern: Ökosozialismus oder Barbarei
P. Purtschert: Postkoloniale Diskurse in der Schweiz

224 Seiten, € 16.- (Abonnement € 27.-)

zu beziehen im Buchhandel oder bei

WIDERSPRUCH, Postfach, CH - 8031 Zürich

Tel./Fax 0041 44 273 03 02

vertrieb@widerspruch.ch

www.widerspruch.ch

Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau

Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau

Sozialarbeit – Sozialpädagogik –
Sozialpolitik – Gesellschaftspolitik

Hrsg. v. Hans-Uwe Otto und
Heinz Sünker und Hans Thiersch



jetzt erschienen:

Heft 1/2008 SLR 56
144 Seiten, 19 €*
ISSN 0175-6559

*zzgl. Versandkosten

In diesem Heft (1/2008 SLR 56):

- Jugendpolitik und Jugendfürsorge
- Wandel der Arbeit
- Demokratie und Sozialtheorie
- Feminismus
- Spanien
- Evaluation
- Disability Studies
- Interkulturalität

Mehr Informationen zu diesem Heft unter www.verlag-neue-praxis.de

Die **Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau** bietet als einzige Fachzeitschrift für den Bereich der Sozialarbeit und Sozialpädagogik sowie für Sozialpolitik und Gesellschaftspolitik zweimal im Jahr umfassende und grundlegende Orientierungen über eine Vielzahl wichtiger sozial- und erziehungswissenschaftlicher Themen.

Rezensionsaufsätze setzen sich kritisch mit neuen Theorieansätzen auseinander und zeigen Konsequenzen für die praktische Soziale Arbeit auf. **Trendberichte** geben

einen Überblick über wichtige aktuelle Themen, **Sammel-besprechungen** vergleichen Neuerscheinungen unter einem thematischen Schwerpunkt, **Einzelbesprechungen** informieren über ausgesuchte sozial- und erziehungswissenschaftliche Publikationen. In **Essays** werden unterschiedliche Ansätze und Standpunkte aufgezeigt.

AbonnentInnen der SLR erhalten ein exklusives online-Nutzungsrecht für den aktuellen Jahrgang der **Bibliografie zur Sozialarbeit/Sozialpädagogik**, bearbeitet von Gerd Steege.

verlag **neue.
praxis**

Zu bestellen über Ihre Buchhandlung oder direkt beim Verlag:
Verlag neue praxis GmbH | Lahneckstraße 10 | 56112 Lahnstein
Telefon 02621.187159 | Telefax 02621.187176
info@verlag-neue-praxis.de | www.verlag-neue-praxis.de

Widersprüche

Eine Übersicht über alle noch lieferbaren Bände der Widersprüche unter www.widersprueche-zeitschrift.de und www.kleine-verlag.de

Lieferbar sind u. a.:

- Heft 79:** Alles im Griff. Prävention als Sozialtechnologie
118 Seiten, € 11,00
- Heft 80:** Wir können auch anders – Soziale Utopie heute
116 Seiten, € 11,00
- Heft 81:** Da war doch was ...!? Zugänge zur Erinnerung an Nazizeit
116 Seiten, € 11,00
- Heft 82:** Raum-Effekte. Politische Strategien und kommunale Programmierung
128 Seiten, € 11,00
- Heft 83:** Zur globalen Regulierung des Bildungswesens
128 Seiten, € 11,00
- Heft 84:** Der oder die Sozialstaat? Doing Gender europäischer Wohlfahrtsregime
108 Seiten, € 11,00
- Heft 85:** Politische Bildung – Bildung des Politischen?
120 Seiten, € 11,00
- Heft 86:** Safety first – Smile you're on camera
132 Seiten, € 11,00
- Heft 87:** Selbsttechnologien – Technologien des Selbst
104 Seiten, € 11,00
- Heft 89:** Zum Umbau von Bildung und Sozialstaat
124 Seiten, € 11,00
- Heft 90:** Noch auf Kurs? – Zehn Jahre ‚Neue Steuerung‘ in der Jugendhilfe
116 Seiten, € 11,00
- Heft 91:** Scheiternde Erfolge oder: Die Früchte politischer Emanzipationsprojekte
116 Seiten, € 11,00
- Heft 92:** Familienunternehmen – zur neoliberalen (Neu)Ordnung der Familie
136 Seiten, € 11,00
- Heft 93:** Eliten-Schwindel. Gesellschaft zwischen Demokratisierung und Privilegierung
92 Seiten, € 11,00

Heft 94: Kampf ums Herz. Neoliberale Reformversuche und Machtverhältnisse in der ‚Gesundheits-Industrie‘
104 Seiten, € 11,00

Heft 95: Genders neue Kleider? Dekonstruktivistischer Postfeminismus, Neoliberalismus und die Macht
130 Seiten, € 11,00

Heft 96: Jenseits von Status und Expertise: Soziale Arbeit als professionelle Kultur
128 Seiten, € 11,00

Heft 97: Politik des Sozialen – Alternativen zur Sozialpolitik. Umriss einer Sozialen Infrastruktur
160 Seiten, € 11,00

Heft 98: Klassengesellschaft reloaded. Zur Politik der „neuen Unterschicht“
116 Seiten, € 11,00

Heft 99: Politik des Sozialen – Verhandlungen über Lebensweisen. Moralische Ökonomien heute
112 Seiten, € 11,00

Heft 100: Was ist heute kritische Sozialarbeit?
222 Seiten, € 11,00

Heft 101: Geschichte und Geschichten der Sozialen Arbeit
144 Seiten, € 11,00

Heft 102: Neue Soziale Fragen? Zur Diskussion um Arbeit, Mindestlohn und bedingungsloses Grundeinkommen
132 Seiten, € 11,00

Heft 103: Selbstverantwortete Gesundheit – selbstverantwortete Krankheit
136 Seiten, € 11,00

Heft 104: „Alles schön bunt hier!“ Zur Kritik kulturalistischer Praxen der Differenz
136 Seiten, € 11,00

Heft 105: Von der Naturalisierung der Gesellschaft
144 Seiten, € 11,00

Heft 106: Wer nicht hören will, muss fühlen? – Zwang in öffentlicher Erziehung
120 Seiten, € 11,00

Heft 107: Soziale Arbeit und Menschenrechte
128 Seiten, € 12,00

Kleine Verlag
Kleine Verlag